

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“ Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Post- und Kontokonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 27 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Das Attentat in Mexiko.

Schüsse auf den Präsidenten. — Der Täter mit dem Heiligenbild.

Mexiko, 6. Februar.

Zu dem Attentat auf Präsident Ortiz Rubio wird ergänzend gemeldet: Der erste Schuß, der eine Kleberverletzung verursachte, ging um haarsbreite an der Schlagader vorbei. Der Präsident erhielt auch eine Schulterwunde, doch wird bekanntgegeben, daß sein Zustand zu Beforgnissen keinen Anlaß gebe. Es sind bereits mehrere Anhänger des im Wahlkampf unterlegenen Vasconcellos verhaftet worden. Auch der Chefredakteur Casaubert der Zeitung „Univerfal“ wurde verhaftet.

Der Attentäter erklärte bei seinem Verhör, er heiße Daniel Flores und sei 22 Jahre alt. Er sei ein Anhänger Jose Vasconcellos', des Kandidaten der Partei gegen die Wiederwahl eines Präsidenten, der im Wahlkampf von Rubio geschlagen wurde. Der Attentäter trug ein Bild der Heiligen Jungfrau bei sich. Flores gestand laut amtlichen Mitteilungen ein, daß ein umfangreiches Vasconcellos-Komplot zur Ermordung sämtlicher Kabinettsmitglieder sowie ein Staatsstreich geplant war. Sieben der Attentäter verdächtige Personen wurden spät abends verhaftet. Innenminister Portes Gil übernahm die provisorische Leitung der Regierung. Sämtliche Festlichkeiten wurden abgesagt.

Das Attentat angekündigt.

New York, 6. Februar.

Nach einer Meldung der „Associated Press“ aus Mexiko teilte der frühere Präsident Portes Gil, der provisorisch wieder die Leitung der Regierung übernahm, der Presse mit, daß Frau Ortiz Rubio bereits vor einigen Tagen einen anonymen Drohbrief erhielt, in dem er hieß, ihr Gatte werde den Amtseid niemals leisten können. Gil führt in einer offiziellen Erklärung über das Attentat aus, daß die von Daniel Flores abgegebenen Schüsse den Präsidenten und seine Gattin verfehlt hätten, während der Wagenführer unverletzt blieb. Glücklicherweise seien die Schüsse, obwohl kopfstreusich, doch nicht gefährlich. Die Tat zeige erneut, daß ungesunde Elemente im Lande seien, die vor keinem Verbrechen zurückschrecken und die Nation ins Verderben stürzen möchten. Die Ärzte hoffen, daß der Präsident in einigen Wochen wiederhergestellt sein wird. Die Schußverletzung am Unterleib sei nicht als gefährlich anzusehen, obwohl ein Knochenstück entfernt werden dürfte. Bei dem Täter Daniel Flores wurde außer einigen religiösen Zeichen ein 50-Peso-Goldstück gefunden.

Streik in der „Roten Fahne“.

Wegen Nichtzahlung der Löhne.

Im Betrieb der „Roten Fahne“ kam es am letzten Sonnabend zu einem Streik, weil wieder einmal die Löhne nicht rechtzeitig ausgezahlt werden konnten. Nach dreistündiger Arbeitseinstellung war es der Geschäftsleitung gelungen, einen Teil der nötigen Summen heranzubekommen, und es wurden namentlich 50 Mark pro Mann ausbezahlt, worauf die Arbeit wieder aufgenommen wurde. Die Restbeträge sollten am Montag ausbezahlt werden, jedoch war die Geschäftsleitung an diesem Tage wiederum nicht imstande, ihr Versprechen zu erfüllen.

Vorgänge wie der geschilderte sind in der Druckerei der „Roten Fahne“ nicht neu. Schon im Oktober vorigen Jahres hatte sich dort eine ganz ähnliche Szene abgespielt. Die Geldverlegenheit des Betriebs ist so groß, daß oft zum Wochenende Anleihen von 5000 Mark für 48 Stunden aufgenommen und die laufenden Einnahmen dafür verpfändet werden! Infolge dieser Unsicherheit des Geschäftsganges befindet sich das Personal der kommunistischen Betriebe in einer ständigen Unruhe, die naturgemäß durch die neuesten Enthüllungen über die geplante Verramschung des ganzen Werampels noch beträchtlich gesteigert worden ist.

Die „Rote Fahne“ bringt es nicht nur fertig, die Verkaufsabsichten der KPD, und die gefährlichen Verhandlungen glatt abzuleugnen, sie hat sogar die Sitze, von einer „finanziellen Offensive gegen die KPD.“ zu sprechen. Dem Personal, das über die herrschende Mißwirtschaft und den drohenden Verkauf des gesamten toten und lebenden Inventars mit Recht erregt ist, will man einreden, auch daran, wie an allem übrigen Unheil in der Welt, trage nur der verruchte „Sozialfaschismus“ die Schuld. Wahrscheinlich sind denn auch alle die Bilanzfälschungen, Schleichungen und Veruntreuungen, die zu den Wahrzeichen einer echt bolschewistischen Geschäftsführung gehören, von „sozialfaschistischen Codspitzeln“ verübt worden!

Um jeder Legendenbildung vorzubeugen, sei festgestellt, daß



Der Dambruch bei Straßforth

Wie berichtet, erfolgte Dienstag in den späten Abendstunden ein Dambruch des Stausees bei Straßforth, etwa 10 km nordöstlich von Jastrow (Kreis Flatow), wodurch sich etwa drei Millionen Kubikmeter Wasser in den Kuedowfluß ergossen. Durch die Gewalt der Wassermassen wurden schwere Zementblöcke an der Betonbrücke in Straßforth herausgerissen und, wie unser Bild zeigt, die Brücke zerstört.

Jorns wünscht Ebermeyer.

Der soll ihm „Objektivität“ bescheinigen.

Zu Beginn der heutigen Sitzung des Jorns-Prozesses stellte Justizrat Dr. Löwenstein für den Nebenkläger Jorns den Antrag, den Oberstaatsanwalt a. D. Dr. Ebermeyer als Zeugen zum Beweis dafür zu laden, daß entgegen den Behauptungen des infrimierten Artikels der Nebenkläger ausschließlich wegen seiner juristischen Leistungen an das Reichsgericht berufen und zum Reichsanwalt ernannt worden ist, daß er sich in seiner Tätigkeit als Reichsanwalt als äußerst geeignet bewährt hat und besonders in politischen Prozessen stets die größte Objektivität (?) gezeigt hat und daß er nach der persönlichen Wahrnehmung des Zeugen unmöglich in einer von ihm geführten Untersuchung einem Beschuldigten vorfalschlich Vorwurf geleistet haben könne. Ein zweiter Antrag des Nebenklägers bezieht sich auf die Ladung des Landgerichtsdirektors Höhn-Offenburg, dem Jorns über die äußerst schwierigen Verhältnisse geklagt hat, unter denen er die Untersuchungen in Sachen Liebknecht und Luxemburg geführt habe.

Der Angeklagte Bornstein bittet um Ablehnung dieses Antrages. Der Oberstaatsanwalt hält ihn gleichfalls für unerheblich, da ja nie behauptet worden sei, der Nebenkläger sei nur wegen seiner Untersuchungsführung in der Luxemburg- und Liebknecht-Sache zum Reichsanwalt ernannt worden. Das Gericht lehnt beide Anträge des Nebenklägers ab.

Es folgt die Vernehmung des Zeugen Ledebour.

Er hat zu gleicher Zeit wie die Liebknecht- und Luxemburg-Mörder im Behrter Zellengefängnis gesessen und kann aus eigener Erfahrung erzählen, wie die Zivilgefangenen von links im Gegensatz zu Militärgefangenen von rechts behandelt wurden. Ledebour mußte, nachdem er von politischen Gefangenen mit einem Hoch begrüßt wurde, seit diesem Tage seinen Rundgang stets allein machen.

Als bemerkt wurde, daß er sich im Korridor mit dem einen oder anderen Gefangenen unterhalten hatte, wurde in Zukunft dafür gesorgt, daß bei seinem Verlassen der Zelle sich niemand auf dem Korridor befand. Eines Tages sah er sich auch gezwungen, einen Soldaten zur Rede zu stellen,

der, bloß weil ein Gefangener durchs Fenster geschaut hatte, auf diesen scharsch gezoßen hat. Auch auf Rabat wurde einmal

geschossen und ihm selbst wurde zu verstehen gegeben, daß sein Leben sich in Gefahr befinde. Befuche seiner Frau erhielt er stets in Gegenwart eines Beamten.

Um den Eindruck dieser Aussage zu verwischen, stellt Dr. Löwenstein fest, daß die Zivilgefangenen einer anderen Gefängnisleitung unterstellt waren als die Militärgefangenen, die, ähnlich wie die Liebknecht- und Luxemburg-Mörder, sich frei im Gefängnis bewegen durften.

Der nächste Zeuge ist

Rechtsanwalt Dr. Alsborg.

Er soll über seine Teilnahme an dem Verfahren gegen die Luxemburg- und Liebknecht-Mörder aussagen. Da er von seiner Schweigepflicht nicht entbunden ist, ist er gezwungen, sich auf seine persönlichen Beobachtungen zu beschränken. Eines Tages erschien bei ihm Leutnant Piepmann, berief sich auf seinen Vater, einen Amtsgerichtsrat in Charlottenburg, und bat, seine und seiner Kameraden Verteidigung zu übernehmen. Einige Tage später machte Alsborg den Vorschlag, einen zweiten Verteidiger hinzuzuziehen, da er Zweifel hatte, ob er die Leute von der Kofagruppe, wie man sie nannte, verteidigen könne. So kam Rechtsanwalt Dr. Grünspach in die Sache. Es fand eine Reihe Konferenzen statt, an denen sämtliche Beschuldigten teilnahmen. Alsborg hatte die Verteidigung von Vogel, Piepmann, Pfugl, Hartung und Stiege.

Beispielenes in der Sache stimmte ihn bedenklich.

Einmal der Umstand, daß Vogel im Gerichtsgebäude untergebracht worden war und jede Nacht seine Zimmer verlassen durfte, und dann auch die Tatsache, daß Grünspach immer wieder zu Pacht ging und dieser, um die Sache in eine bestimmte Bahn zu lenken, die Anwendung unerlaubter Mittel verlangte. Alsborg sagte damals zu Grünspach, es würde noch einen großen Skandal geben, es könne irgendeine Schweinerei passieren. Als Grünspach dann sogar Kunges Verteidigung übernommen hatte, weil Hauptmann Pacht es so gewollt, da schien ihm dieser Zustand schon eine vollkommene Unmöglichkeit. Er trat von der Verteidigung zurück.

Der Angeklagte Bornstein will wissen, ob nach Ansicht des Zeugen der Rechtsanwalt Grünspach den Wünschen eines Anwalts entsprechend gehandelt hat, als er die Verteidigung Kunges übernahm, obgleich dessen Interessen mit den Interessen der Rosa-Luxemburg-Mörder kollidieren mußten.

Alsborg: Dr. Grünspach hat mir nie gesagt, daß er das für unbedenklich hält. Oberstaatsanwalt: Haben Sie eine Kollisionsgefahr bei der gemeinsamen Verteidigung von Vogel und der Rosa-Luxemburg-Mörder gesehen? Alsborg:

Das ist Auffassungssache. Ich kenne die Akten und glaube, daß eine Kollisionsgefahr bestehe. Bornstein: Halten Sie es für möglich, daß ein Jurist von Verstand, der unbeschlagen an die Sache herangegangen wäre, nicht Zusammenhänge hätte merken müssen?

Die Frage wird vom Vorsitzenden beanstandet! Wisberg gibt aber in einem anderen Zusammenhang die Antwort auf die Frage: Ich habe mir gesagt, erklärt er, daß, wenn zwei solche Handlungen an ein- und demselben Abend, um ein- und dieselbe Zeit, von ein- und demselben Hause aus geschehen, ein innerer Zusammenhang zwischen diesen beiden Taten bestehen mußte und daß unter solchen Umständen es unmöglich war, gleichzeitig den Oberleutnant Bogel und die Karl-Liebknecht-Mörder zu verteidigen, noch weniger aber diese und gleichzeitig den Angeeschuldigten Runge.

Vorsitzender: Richtig! Bornstein: Hat Jorns von den Unterredungen zwischen Babst und Grünspach gewußt? Wisberg: Nein. Der Name Jorns ist nur in Verbindung mit Viepmanns Besuch in der Kolibri-Bar gefallen. Ich habe damals meinem Kollegen gesagt:

es ist doch ein unmöglicher Zustand!

Der Angeklagte Bornstein stellt fest, daß Jorns es war, der den Rechtsanwalt Dr. Grünspach als Verteidiger für Runge bestellt hat, und fragt den Nebenkläger, ob er sich nicht hätte lagen müssen, daß unter Umständen Runge in der Verhandlung erklären könnte, er habe auf Befehl seiner vorgelegten und mitangelegten Offiziere gehandelt. Jorns erklärt, daß er das für unmöglich gehalten habe!

Der nächste Zeuge ist der frühere Kommandant der Stadt Berlin, Oberst a. D. Reinhardt.

Reinhardt wie Ledebour versucht er, natürlich von seinem Standpunkt aus, die damaligen politischen Verhältnisse in Berlin zu schildern und wird gleich jenem vom Vorsitzenden unterbrochen. Der Zeuge erzählt, wie er das Zellengefängnis in der Behrer Straße besetzt hat, um in Berlin Ordnung zu schaffen, wie sich darin wegen Ueberfüllung derart unwürdige Zustände gebildet haben, daß er sich gezwungen sah, auch das Gefängnis in Plöthensee für sich in Anspruch zu nehmen. Er selbst ist nur ein- bis zweimal im Gefängnis gewesen, das eine Mal, um für eine sichere Unterbringung Kadets zu sorgen. Der Kommandant des Gefängnisses habe sich aber wiederholt bei ihm darüber beschwert, daß es unmöglich sei, im Gefängnis Ordnung zu halten, daß die Leute in einer derartigen Zahl gebracht und geholt werden, daß eine Kontrolle unmöglich sei und er jede Verantwortung ablehne.

Auf die Frage des Angeklagten Bornstein, was er unternommen hätte, wenn Jorns zu ihm gekommen wäre und ihm gesagt hätte, daß er als Jurist und Untersuchungsrichter die Zustände im Gefängnis wegen der bestehenden Kollisionsgefahr beanstande, erklärt der Zeuge, daß er Jorns dann um Vorschläge auf Abänderung dieser Zustände gebeten hätte.

Es folgt der Zeuge Oberstaatsanwalt Ortman, der im erheblichen Strafverfahren an der Untersuchung gegen die Mörder Luxemburgs und Liebknechts teilgenommen hat.

Kommt heute die Böß-Debatte?

Der Aeltestenausschuß entscheidet über die nichtöffentliche Sitzung.

Wie wir bereits in der heutigen Morgenausgabe des „Vorwärts“ mitteilen, will Stadtverordnetenvorsteher Haß den Brief des Oberbürgermeisters über die Pensionsfrage in einer besonderen Verhandlung im Stadtparlament zur Debatte stellen. In einem Brief an die Stadtverordneten schlägt der Vorsteher als Termin für diese außerordentliche Sitzung, die nach der Geschäftsordnung nicht öffentlich geführt werden muß, den 13. Februar vor. Vor Beginn der heutigen Stadtverordnetenversammlung wird der Aeltestenausschuß zu dem Vorschlag des Genossen Haß Stellung nehmen. Ist die Mehrheit der Fraktionsvertreter der Ansicht, daß auch die Pensionsangelegenheit, entgegen dem Vorschlag des Vorstehers, öffentlich verhandelt werden soll, so könnte man den schon früher einmal geäußerten Gedanken wieder aufnehmen, die Debatte über die Pensionierung mit der Aussprache über die Anträge der Parteien zum „Halle Böß“ zu verbinden. Diese Anträge stehen auf der heutigen Tagesordnung als Punkt 17. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß man mit der Aussprache über diese Anträge und über den Brief des Oberbürgermeisters noch in der heutigen Sitzung beginnen wird.

Ueber die neuesten Leihverhandlungen des Magistrats ist noch immer nichts Näheres bekannt. Die Aussichten für den endgültigen Abschluß werden jedoch trotz noch bestehender Schwierigkeiten als nicht ungünstig bezeichnet.

Die Fahrt des Schreckens.

Der Heizer eines verunglückten Zuges wird irrsinnig.

Wien, 5. Februar.

Wie die „Wiener Allgemeine Zeitung“ zu einem ExploSIONSUNG LÜCK auf der Lokomotive des D-Zuges Vossau-Wien meldet, hat der Lokomotivführer Janowitz trotz furchtbaren Verbrennungen den Zug noch zum Stehen gebracht und dadurch eine weitere Katastrophe verhindert. Der ebenfalls schwer verletzte Heizer wurde auf dem Bahndamm besinnungslos aufgefunden. Als er aus der Ohnmacht erwachte, wehrte er sich in plötzlich entstandener Irrsinn gegen jede Hilfe. Er mußte in einer Zwangsjacke ins Krankenhaus gebracht werden.

Blech stört Zugverkehr.

Tod eines Lokomotivführers.

Durch einen eigenartigen Unfall war heute früh das Ferngleis Spandau-Berlin auf längere Zeit gesperrt.

Kurz vor 1/2 7 Uhr stürzte von dem Waggon eines fahrenden Güterzuges dicht bei Spandau eine größere Zahl Reklambleche und fiel auf das benachbarte Ferngleis. Der wenige Minuten später die Stelle passierende idyllische Personenzug Altona-Behrer Bahnhof kam durch das Hindernis zum Halten. Es mußte ein Gerätezug herangeführt werden, von dessen Begleitpersonal die Aufräumungsarbeiten vorgenommen wurden. Der Zugverkehr wurde durch Umleitungen über die Nebengleise aufrechterhalten; von 7:35 Uhr ab konnte der Betrieb wieder planmäßig durchgeführt werden.

Gegen 7:30 Uhr erlitt der Lokomotivführer Pilz eines von Wannsee in Richtung Berlin fahrenden Vorortzuges kurz vor der Ankunft auf dem Potsdamer Bahnhof einen Herzschlag. Der Zug konnte glücklicherweise vom Heizer sofort zum Stehen und später in die Bahnhofshalle gebracht werden.

Deutschland und der Fall Dreyfus.

Der deutsche Botschafter vom Militär belogen.

In seinem Vortrag in der Singakademie beleuchtete Dr. Bruno Weil den Fall Dreyfus zunächst von der französischen Seite aus. Wieder erlebten wir das Kustauschen französischer militärischer Aktenstücke, die durch die Gegenespionage in der deutschen Botschaft gefunden waren, die Verhaftung des Hauptmanns Dreyfus, die Ueberführungsoerfunde des Majors du Vau de Cam, die Veröffentlichungen in der antisemitischen „Libre Parole“ über den jüdischen Landesverräter, das skandalöse Kriegsgerichtsverfahren, die Verurteilung zu lebenslänglicher Deportation auf die Teufelsinsel. Es folgt der Kampf um das Recht, die Bemühungen des Bruders Raubien und rechtlicher Männer wie Scheurer-Kestner, Reinach, Clemenceau und Jean Jaurès. Es folgt das „J'accuse“ Emile Zolas. Gegen die fanatischen Bemühungen der Militärs, von denen einer nur, der Oberst Piccard, sich auf die Seite des Rechts stellte, kommt es zur Wiederaufnahme, zu halbem Freispruch und halber Verurteilung, zur trügerischen Amnestie und dann zur Rechtfertigung der Unschuld, zur Aufdeckung der Schuld, zur Rehabilitierung des Hauptmanns Dreyfus. Im Hintergrund aber steht die hohe Politik. Der Sieg des Rechts ist der Sieg der Republik, der Sieg der Demokratie über den Herrschalmonarchistischen Künzgel im Großen Generalstab der französischen Armee. Diese Vorgänge sind im allgemeinen bekannt. Neu ist, was Dr. Weil über

die Rolle berichtet, die Angehörige der deutschen Botschaft in Paris in der Angelegenheit spielten.

Botschafter war Graf Münster, ein persönlich ehrenwerter, auch in Paris angesehener Mann, der das Deutsche Reich schon länger als ein Jahrzehnt bei der französischen Republik vertrat.

Unmittelbar nach dem Ausbruch der Dreyfus-Affäre befragte Graf Münster das gesamte Botschaftspersonal, darunter auch den Militärattaché Oberleutnant v. Schwarzfoppen, ob sie irgendwelche Befehlungen zu französischen Offizieren unterhalten hätten. Der Militärattaché erklärte, Dreyfus nicht zu kennen, verschwiegte dabei aber, daß er mit einem anderen französischen Generalstabsoffizier, dem Major Esterhazy, in Verbindung stand. Im Vertrauen auf die Erklärung seines Militärattachés verlangte der deutsche Botschafter von der französischen Regierung ein Dementi der Angriffe, die wegen des Bordereaus, der Schriftstücke, die in der deutschen Botschaft gefunden sein sollten, gegen diese gerichtet worden waren. Er verstandete dem Präsidenten der Republik und allen übrigen Amtsstellen

sein Ehrenwort, daß Dreyfus in der Botschaft niemandem bekannt sei und daß kein wichtiges Schriftstück nach der Art des Bordereaus aus der Botschaft abhanden gekommen sein könne.

Die französischen Amtsstellen wußten, daß der zweite Teil dieser Versicherung falsch war. Deshalb glaubten sie auch den ersten Teil nicht. Alle im Laufe der Jahre abgegebenen Erklärungen Deutschlands, die offiziellen Verlautbarungen in der „Kölnischen Zeitung“, die offizielle Erklärung im „Reichsanzeiger“, die Erklärung des Grafen Bülow im Reichstag, die wiederholten Versicherungen des Grafen Münster wurden von Frankreich nur als diplomatische Mittelungen angesehen, denen man wegen ihrer zum Teil offensichtlichen Unrichtigkeit keinen Glauben zu schenken brauche. Als dann in einer schweizerischen Zeitung genaue Mitteilungen über die Befehlungen Schwarzfoppens zu dem Major Esterhazy erschienen, wandte sich der empörte deutsche Botschafter an das auswärtige Amt mit der Klage, daß sein Militärattaché ihn hintergangen hätte. Es kam zu einer heftigen Szene zwischen dem Botschafter und dem inzwischen zum Kommandanten eines Garde-

regiments avancierten Herrn von Schwarzfoppen, dem von Münster Borträchtigkeit vorgeworfen wurde. Trag dieser schweren Beleidigung konnte Schwarzfoppen gegenüber Münster den sonst damals üblichen Weg des Duells nicht wählen. In einem langen Schreiben verweies er darauf, daß er bei der Verschweigung des Namens Esterhazy dem Botschafter gegenüber

auf Befehl des deutschen Großen Generalstabs und mit Wissen des Staatssekretärs Grafen Bülow

gehandelt habe. Er gibt die Beziehungen zu Esterhazy zu und teilt mit, daß er diesem nicht nur ein Städtetelegramm, das riesengroße „Zeit Blatt“, sondern eine ganze Anzahl geschickt habe. Durch diese Akten aus dem Familienarchiv Münster ist der nach den Akten des Auswärtigen Amtes an sich nicht vollkommene Beweis der Beziehungen Esterhazys zu Schwarzfoppen einwandfrei festgestellt, und dies, obwohl der Chef des deutschen Generalstabes, Graf Schlieffen, auf eine direkte Anfrage des Reichskanzlers erklärt hatte, daß die bei den militärischen Stellen vorhandenen Urkunden „seiner Meinung nach einen überzeugenden Beweis“ von der Schuld des Majors Esterhazy nicht erbrächten.

Der deutsche Kaiser hat in einer ganzen Anzahl von Randbemerkungen von Anfang an seiner Meinung Ausdruck gegeben, daß Dreyfus zu Unrecht verurteilt sei. Der Botschafter, Graf Münster, hat sich mit seinem Wort für die Unschuld des Kapitäns ausgesprochen. Entschuldigend aber sind die erst jetzt bekanntgemachten

Geheimberichte des Obersten Schwarzfoppen.

Er erklärt in diesen, daß er Dreyfus nie gekannt, nie gesehen weder direkt noch indirekt Beziehungen zu ihm unterhalten hätte auch nicht durch Mittelsmänner oder sonst in irgendeiner Weise. Schwarzfoppen war aber durch militärischen Befehl zur Verheimlichung der Wahrheit, zu einer Lüge gegenüber seinem Botschafter angewiesen worden. So mußten alle Versicherungen des Botschafters bei der französischen Regierung wirkungslos verpuffen. Dieser ungeheuerliche Vorfall beleuchtet grell die Mißwirtschaft unter dem Kaiserreich, die durch die Sonderstellung der Militär- und Marineattachés einreihen mußte. Der Militärattaché hätte sich nicht seinem Vorgesetzten, dem Botschafter, sondern dem Generalstab verantworten müssen. Ohne das unglückliche Verhalten Schwarzfoppens wäre die Dreyfus-Affäre im Reine erstickt worden. Aber auch der Staatssekretär von Bülow vertrat, wie aus einem Aktenstück hervorgeht, den Standpunkt, es sei nicht zu wünschen, daß Frankreich durch eine rasche und effiziente Reparation von Dreyfus sich sofort wieder die liberale und jüdische Sympathie erwerbe.

Am besten ist es, wenn die Affäre weiter schwärzt, die Armeereseht und Europa handstreckt.

So hat auch damals, im Jahre 1899, die Machiavellistische Methode der alten Diplomatie aus falsch verstandener Staatsräson über alle menschlichen Erwägungen gesetzt und einen beträchtlichen Teil der Schuld an einem der furchtbarsten Justizirrtümer aller Zeiten getragen. Durch die Unwahrscheinlichkeit Schwarzfoppens lag Dreyfus jahrelang auf der Brüstung auf der Teufelsinsel angeketet.

Der Vortragende Weil schloß mit einem Hinweis auf Voltaire, der durch sein „Ecraser l'infame (Bernichtet das Scheusal) dem Rechte im Falle des Jean Calas zum Siege verhalf und damit eine neue Zeit antändete, im Vergleich zu dem „J'accuse“ Emile Zolas, der durch seine Tat die französische Republik von den verderblichen Einflüssen rückständig-monarchistischer Militärs reinigte. Er endete mit den Worten: Die Zukunft ist bei denen, die für das Recht und die Wahrheit kämpfen.

Zusammenbruch einer Lüge.

Volschewistisches Kneifen vor Gericht.

Heute vormittag hatte sich vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte der frühere verantwortliche Redakteur der „Roten Fahne“, Firtl, wegen Beleidigung des 1. Vorsitzenden der Bauergewerkschaft Berlin des Deutschen Bauergewerksbundes, Drügemüller, zu verantworten.

Firtl hatte Anfang Oktober vorigen Jahres Artikel der „Roten Fahne“ mit seinem Namen gedeut, in denen anlässlich des wilden Bauarbeiterstreiks auf dem Tiegh-Reubau in der Chausseestraße die Behauptung aufgestellt wurde, Drügemüller habe die Streikenden als „hergelassene Bande, Zigeuner und anderes mehr“ beschimpft. Am 3. Oktober wurde Drügemüller in der „Roten Fahne“ als „Lügner“ bezeichnet, der das Gerücht in die Welt setze, der Stultkauer, der ihn zur Zurücknahme der angeblichen Beleidigung der Streikenden aufgefordert habe, sei besoffen gewesen. Das Bolschewistenblatt knüpfte daran die „logische Schlussfolgerung“: „Der Beschimpfung der Bauarbeiter folgt die Verleumdung von Stultkauer. Das sind die infamen Methoden eines gestellten Lügners, der rücksichtslos mit dem Mittel der Beschimpfung und Verleumdung von Arbeitern den sozialistischen Kurs im Bauergewerksbund durchführt.“

Firtl unternahm in der heutigen Gerichtsverhandlung gar nicht erst den Versuch, den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptungen anzuführen. Sein Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Apfel, griff das Anerbieten des Rechtsvorsitzenden, einen Vergleich abzuschließen, sofort an. Firtl unterzeichnete ohne Zögern folgenden Vergleich:

„Ich nehme die in dem Artikel in der „Roten Fahne“ vom 3. Oktober 1929 enthaltenen persönlichen Beleidigungen des Privatklägers zurück und erkläre, daß ich die in dem Artikel enthaltenen Vorwürfe über das Verhalten des Privatklägers gegenüber den Bauarbeitern und Stultkauer, die auf der Baustelle Tiegh in der Chausseestraße beschäftigt waren, nicht aufrechterhalten kann. Ich übernehme die Gerichtskosten und die gesetzlichen Gebühren des Anwalts des Privatklägers. Die übrigen außergerichtlichen Kosten der Parteien werden gegeneinander aufgehoben. Ich verpflichte mich ferner, spätestens innerhalb einer Woche nach Zustellung dieses Vergleichs ihn in der „Roten Fahne“ und im „Vorwärts“ zu veröffentlichen.“

Diese Verhandlung kennzeichnete wieder einmal die Kampfmethode der Kommunisten. Erst verdammt man frech darauf los, um nachher, zur Verantwortung gezogen, kein Wort der Rechtfertigung zu finden. Diese „Revolutionäre“ Spektakeln auf die Gutmütigkeit der Beschimpften, die ihnen immer noch einen „Vergleich“ ermöglichen!

Die nächste britische Reichskonferenz wird in London im Oktober abgehalten werden. Eine Reichswirtschaftskonferenz wird zur selben Zeit in London aufgenommen.

Zeiten der Not.

Auch die Künstler leiden unter Berlins Finanzkatastroph.

Mit den Leistungen der Stadt für die lebende Kunst und ihre Vertreter sieht es zur Zeit infolge der schwereren finanziellen Lage traurig aus. Die Verfügung des Oberpräsidenten, die Stadt dürfe keine Ausgaben machen, zu denen sie nicht gesetzlich verpflichtet ist, greift hier ein. Die Erwerbslosenfürsorge für geistige Arbeiter, von der auch die bildenden Künstler Nutzen zogen, ist nicht gesetzlich geregelt. Die Ausgaben für Pflege der Kunst unserer Zeit haben, soweit sie nicht etwa das Märkische Museum betreffen, das ja wesentlich anderen Zwecken dient, keine gesetzliche Grundlage. Man hat sogar den nach vorhandenen Rest der Mittel, die für notleidende Künstler schon bereit gestellt war, diesem Zweck wieder entzogen. Der Reichsverband bildender Künstler Deutschlands weist darauf hin, daß manchem Künstler durch ein paar hundert Mark in diesem Winter Schaffensfreude und Schöpfungskraft erhalten werden könnte.

Arthur Häußlers letzter Gang.

Im Krematorium Gerichtstraße versammelten sich gestern die sehr zahlreichen Gesteinsgenossen und Kollegen mit den Angehörigen, um Abschied zu nehmen von Arthur Häußler. Nach einleitenden Gedangs- und Musikvorträgen zeichnete Genosse Roth vom Freidenkerverband die Person des Verstorbenen. Für die Sozialdemokratische Partei sprach Genosse Künzler. Dank und Gruß, so führte er aus, entbiete ich im Namen der SPD den braven Mitarbeiter. Arthur Häußler gehörte zu den vielen vielen Tausenden, die in rastloser Kleinarbeit erst die Voraussetzungen schafften für den Aufstieg der Partei. In schwerer Zeit für die Partei wurde Arthur Häußler durch das Vertrauen seiner Parteifreunde auf den wichtigen Posten eines Parteisekretärs berufen. Schlicht und einfach wie sein ganzes Leben hat er auch seine Pflicht erfüllt. Die Partei und seine Klassenossen haben dem leider zu früh Verstorbenen viel zu danken. So, wie Arthur Häußler in treuer Pflichterfüllung Tag für Tag gearbeitet hat, so wollen wir mit unseren Kräfte beitragen, das Gut seiner Gattin und unmündigen Kinder zu helfen. Der Redner schloß mit den Worten: „Arthur Häußler ruhe aus nun seinen qualvollen Leben. Ich grüße dich in dieser schweren Stunde des Abschieds, und sage Dank für die Sozialdemokratische Partei Berlins für das vorbildliche Wirken.“

Nachdem ein Vertreter des Reichsbanners und Genosse Bohn für den Metallarbeiterverband gesprochen hatte, laut der Sorg unter den Klängen der Trauermusik in die Erde. — Nicht nur die Gattin und zwei kleine Kinder trauern um den Verstorbenen, auch der alt-70jährige Vater sah mit dem Sohn seinen Stolz und seine Hoffnung dahinsinken.

Oesterreich als Ausbeutungskolonie.

Schwerindustrie gegen den Anschluß.

Genosse Hugo Schulz von der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ sprach im „Oesterreichisch-Deutschen Volksbund“ über „Die Anschlußfrage in der österreichischen Innenpolitik“. Er betonte, daß in den Massen des österreichischen Volkes der Anschlußgedanke gleich einer messianischen Erlösungs-idee so fest verankert sei, daß keine der politischen Interessenströmungen in der herrschenden Klasse ihn befechtigen könne. Bedingt unter den sogenannten oberen Zehntausend, die sentimental von den Habsburgischen Herrlichkeiten träumen, und ihrem Anhang von deklassierten Intellektuellen gebe es ernsthaft Anschlußfeinde. Gewisse Kreise des österreichischen Katholizismus, die der demokratisch-republikanischen Politik der deutschen Zentrumspartei abgeneigt sind, unterstützen die Gegner des Anschlußgedankens. Aber die gefährlichsten Feinde des Anschlusses sind diejenigen Kreise der deutschen Schwerindustrie, die, im Besitz der Aktienmehrheit der Alpen-Montangesellschaft, in den 6 Millionen deutscher Oesterreicher Deutsche zweiter Klasse erblicken, Bewohner einer Ausbeutungskolonie, die auf gleicher Stufe wie früher Kamerun oder Ostafrika für sie stehen. Sie unterstützen das reaktionäre österreichische Bürgertum und den Heimwehrfaschismus, weil sie mit diesen Schichten einig sind in der Furcht vor dem geschlossenen, durch

Ein Buch gegen die Kriegsbücher.

Was ist Wahrheit?

Die Millionen von Toten, die der Krieg unter die Erde brachte, wurden gezählt. Noch nicht wurden aber gezählt die Werte der Schriftsteller, die in allen Ländern der Erde dafür sorgten, daß die Erinnerung an die Weltkatastrophe ewig wach bleibe. Sowie weit man mir, daß der Krieg als Materie für Gedanken, Erinnerungen und künstlerische Darstellung noch immer unermüdet durchgearbeitet wird. Immer neue Zeugen der Weltkatastrophe melden sich und versichern, daß sie allein der Wahrheit die Ehre geben und im absoluten Einklang mit den Tatsachen die Geschehnisse schildern wollen.

Nun stellt sich der Franzose Jean Norton Cru ein und behauptet, daß all diese mit fleißiger Feder sich anbietenden Zeugen gar nicht das Recht besäßen, als die wahrhaftigen, unbedingt zuverlässigen Kronzeugen des Kriegsgeschehens aufzutreten. Wägen die Schilderer mit der Phantasie arbeitende Dichter oder schwungvolle Zeitungs- und Ruhmreporter oder mit genauen Tabellen handhabende Verfasser von Armeechroniken oder nur bescheidene Abfänger von Kriegsbriefen an Eltern, Gattinnen oder Geschwister gewesen sein, stets habe sich gezeigt, daß ihre Berichte niemals die Tatsache, die allein wichtige Wahrheit des Krieges erreichten. Norton Cru trug ein 700 Seitenlanges in engstem Druck ausfüllendes Buch zusammen, um seinen „analytischen und kritischen Versuch“ an all diesen Erinnerungsgütern vorzunehmen, die von französischen Kriegsteilnehmern von 1915 bis 1928 aufgezählt wurden. Er leistete somit eine ungeheure Arbeit, er vollbrachte vor allem ein sehr verdienstliches Werk.

Unter den „Zeugen“, deren Aussagen der Franzose sondiert, befinden sich nicht etwa nur kriegswillige Federführer, die mit Romantik und patriotischem Kabau die Herrlichkeit und seelenshygienische Wirkung des Stahlbads besangen, nein, auch die Wahrheitskraft der kriegsfeindlichsten und friedensfreundlichsten Schilderer wird unterzucht. Sie alle scheuten sich nicht, wenn der Kritiker recht behält, auf Kosten der nüchternsten Wahrheit mehr ihre Einbildungskraft und ihr Gemüt als die unbestechliche Ehrlichkeit sprechen zu lassen. So kommt unter dem kritischen Mikroskop selbst Henri Barbusse, ein Mann von höchstem moralischem Range, sehr schlecht weg. Barbusse erschütterte mit seinem Kriegstroman „Das Feuer“ Millionen von Menschen. Er darf als Klassiker des Kriegstromans gelten, der zum ersten Male Vernunft und Gewissen gegen den blutigen Wahnsinn spornete. Und sein Buch „Wahrheit“, das bald darauf folgte, machte vielleicht noch stärkeren Eindruck, weil es aus den entsetzlichen Erfahrungen die Notwendigkeit der internationalen Klassenolidarität ableitete.

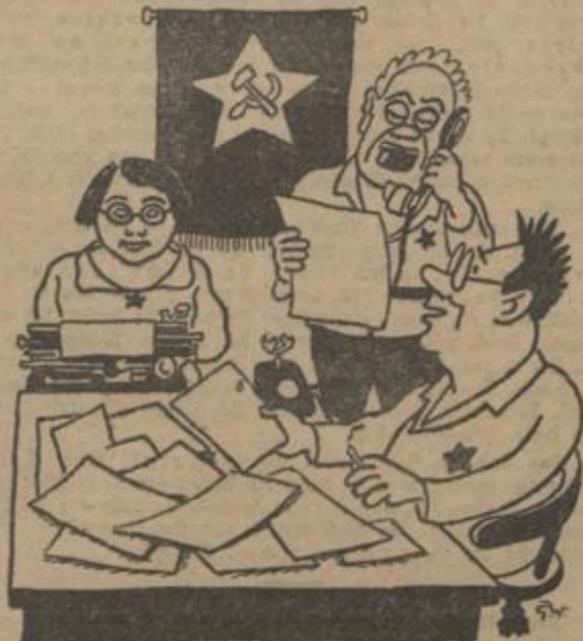
Was bleibt aber, wenn nachgeprüft wird, wie weit die Kriegsbio-graphie des Soldaten Barbusse, wie weit die atemlos zu belegenden Reali-tät seiner persönlichsten Ergebnisse mit diesen dichterischen Schilderungen übereinstimmt? Der Kritiker will um Himmels willen kein Tüllchen von ehrlichen Namen des Mannes abbrockeln, den wir verehren. Barbusse hat als Soldat furchtbar gelitten, er hat selber schwer geblutet, körperlich und seelisch — doch seine Kriegsbücher müssen nur „Schlingensiefel“ genannt werden, sobald die unerbittliche Folge nach ihrer materiellen Wahrhaftigkeit erhoben wird.

Diese Kruglerde des Franzosen soll nicht kleinlich gehalten werden. Laßgewordene Phantasie, bewußte Bestialität, auch Rassen- und Völkerverhöhn haben das Kriegsgeschehen tausendmal verballhornet, verzerrt oder mit solchem Hebelmoment aufgeplustert. Aber auch die Besten und Aufrichtigsten verbrannten sich den Verstand und die Finger, sobald sie ihr Genie mit der Fälschermaterie

des Krieges belasteten. Hierfür ein Beispiel: Maupassant und Zola wollten gewiß keine Kriegsheher sein. Was taten sie trotzdem? Maupassant erzählt, daß im Kriege 1870 ein Turko seinem Leutnant ein wohlküstendes Beefsteak vorsetzte — geschnitten aus der Flanke eines Breuchen. Und in seinem Roman „Zusammenbruch“, der für alle Zeiten die Kriegsgroßart anprägen sollte, erzählt Zola, wie französische Frontkämpfer einen Deutschen gleich einem Stück Vieh abstecken. Beide Geschichten sind — poetische Erfindungen, wofür dieser Ausbruch für solche Schweinerei gestraft ist. Und jetzt erhebt der Kritiker Norton Cru seine Empörung und sagt etwa: Wenn sonst im Leben jemand seine Nebenmenschen als Menschenfeind oder als Menschenhändler verurteilt, dann wird er vor Gericht gezogen und rücksichtslos verurteilt. Zola und Maupassant wurden weder angeklagt, noch verurteilt. Und der Kritiker legt hinzu: Als 1914 deutsche Soldaten nach Frankreich einmarschierten, hatten Tausende von ihnen diese berühmten Schriftsteller gelesen, auch ihre Kriegsgeschichten. Nur wußten sie nicht, daß die genialen Schriftsteller alles das Schändliche erdichtet hatten, ja sogar erlogen, allerdings nicht etwa, um farbige oder weiße Franzosen zu beleidigen, sondern nur, um ein abschreckendes Beispiel von der Kriegsverletzung bei sonst friedlichen Menschen zu liefern. Klagen damals Franzosen über die aus Angstwahn begangenen Grausamkeiten deutscher Soldaten, so hätten sie als eigentliche Urheber dieser Verbrechen vor allen Dingen ihre weltberühmten Kriegslügner Zola und Maupassant angeben müssen.

In französischen Bibliotheken schimmeln 7500 Schartenen. Sie sind der literarische Niederschlag des Krieges 1870/71. Die Menge der Bücher über den größten Weltkrieg ist noch nicht gezählt. Sie wuchs natürlich im normalen Verhältnis zur Dauer und räumlichen Ausdehnung des Weltkriegs. Diese ganze Weltkriegsliteratur hat aber kein Fünkchen von ihrer jetzt hinreichend charakterisierten Gemeingefährlichkeit eingebüßt. Der analytische Kritiker gelangt da zu sehr merkwürdigen Ergebnissen. Irrt der Franzose nicht, wenn er die Unzuverlässigkeit des Berichterstatters mit seinem militärischen Rang, der Marischall, der General und Generalstabsober, der höhere Offizier abwärts bis zum Hauptmann, sie alle erführen ja kaum etwas von dem, was der wirkliche Krieg für den einfachen Soldaten war. Sie schablonisierten die Soldatenpsychologie und das Soldatenerlebnis. Sie fragten nur nach dem abstrakten Effekt des Krieges und nicht nach dem konkreten Menschenmaterial, das den Effekt herbeiführte. Gaben die hochbegabtesten französischen Kriegsbücher heraus, so waren diese Werke stets mit reinster Hurra-stimmung behaftet. Der Kritiker gibt sich keine Mühe, nach den Ursachen dieser unheilbaren Begeisterung zu suchen. Er fragt auch nicht, ob sich etwa die gleiche Tatsache bei den Kriegsbüchern der anderen Völker findet. Der Kritiker zitiert die Kriegsbücher der „Führer“, die durchweg erzählen, daß Frankreichs Soldaten stets mit „Vive la France“ und der Marseillaise in den Schützengräben hüpften. Aber er wagt nicht mehr die Frage auf, ob auch in den Kriegsbüchern der anderen Völker die gleichen Märchen aufgeführt werden. Endlich setzt Jean Norton Cru den Punkt hinter seine analytische Kritik und meint böhrlich: „Si vis pacem, para — veritatem.“ Willst du den Frieden, dann bahne rechtzeitig der Wahrheit einen Weg — es scheint, man ist schon wieder bereit, die Dinge ihren alten Trutz laufen zu lassen. Es ist, als wollte man wieder gestöhnen, daß der Geist unserer Kinder nur mit alten Fabeln und Märchen vollgestopft wird. Man verpisse nicht, daß es diese Märchen waren, die zum August 1914 heraufgeführt! M. H.

Siegestelegramm.



Hallo — Moskau dort? — Hier KPD-Zentrale, Abteilung Inprekorr. Wir übermitteln Bericht vom 1. Februar: Schupo vernichtend geschlagen, Kommunisten Herren der Straße, Barrisaden überall... Hallo, was frast Ihr? Wie es wirklich war? Nicht war — selbstmurmelt!

keine Spaltung geschwächten Block der österreichischen Sozialdemokratie, die mit ihrer Millionenchar von Anhängern unbedingt an-schlussfähig ist. Nur Dank der Unterstützung der deutschen Schwerindustrie können die österreichischen Halbkreuzler daran denken, einen Anschluß an Italien oder Ungarn dem Anschluß an Deutschland vorzuziehen und auf die Befreiung der Südtiroler Deutschen moralisch Verzicht zu leisten. Die Masse der christlich-sozialen Mitglieder, der größten bürgerlichen Partei, sind anschluss-freundlich, und nur die Führerschaft treibt eine Interessenpolitik, die unter dem Deckmantel des Wortes „national“ Interessen der Nation vertritt. Die Hoffnungen des vom österreichischen Bürgertum als Gegengewicht gegen die „Roten“ großgeschätzten Faschismus werden aber zunichte werden, wenn die österreichischen Volksmassen die unwürdige Rolle durchschauen, in der die Stelle, Premier usw. den Anschluß zu einem Hasardobjekt einer Herrenliste machen. Der Anschlußgedanke wird lebendig bleiben in Oesterreich und wird, getragen, vom österreichischen Volke, den Sieg erringen!

Pola Negri in Rötten.

Weil sie ihren Manager nicht bezahlen will.

Pola Negri, die jetzt einige Tage in Berlin weilte und inzwischen nachizza gefahren ist, hatte am Sonntag eine peinliche Ueber-raschung zu erleben. Die Künstlerin, die im Begriff war auszu-gehen, erhielt plötzlich den Besuch eines Gerichtsvoll-ziehers, der ihr einen vom Landgericht II ausgestellten Arrest in Höhe von 20000 M. präsentierte und noch ehe Frau Negri Ein-wendungen erheben konnte, eine Verhaftung abnahm. Die sie gerade umlegen wollte.

Die plötzliche Pfändung der Frau Negri hat folgende Vorgeschichte: Vor 5 Jahren stand die Künstlerin mit dem Film- und Theateragenten E. Rachmann in Verbindung und dieser hatte ihr ein Engagement an die Usa vermittelt. Frau Negri ging jedoch nicht zu dem Filmunternehmen, sondern tat sich inzwischen, nachdem mit der Usa eine Verständigung erreicht worden war, einen Vertrag mit der Paramount und übersiedelte nach Hollywood. Rachmann glaubte trotzdem Ansprüche an Frau Negri zu haben und bezifferte seinen Anteil an der Vermittlung des Kontrakts mit der Usa auf 50000 M., später verlangte er für das Abkommen mit der Para-mount einen Betrag von 80000 Dollar. Seit Jahren geht nun ein Briefwechsel zwischen Rachmann und Frau Negri hin und her, der, was die Forderungen anbetrifft, zuletzt sehr scharfe Formen angenom-men hat, denn Pola Negri weigerte sich nach wie vor, irgend-eine Vergütung an ihren ehemaligen Manager zu zahlen. In Amerika war es Rachmann nicht möglich, den von ihm geltend gemachten Betrag gerichtlich anzusetzen und so warierte er, bis die Negri nach Berlin kam. Am letzten Freitag beantragte er beim Landgericht II einen Arrest in Höhe von 20000 M., der ihm am Sonnabend erteilt wurde, allerdings unter der Bedingung, daß von Rachmann der angeforderte Betrag bei Gericht als Sicherheit hinter-gelegt werde. Das ließ sich bei der Kürze der Zeit nicht mehr arrangieren und so stellte das Landgericht dem Manager schließlich nur einen Arrest in Höhe von 20000 M. Dieser wurde dann in der oben geschilderten Weise an der Künstlerin vollstreckt. Der ordent-liche Prozess in dieser Angelegenheit dürfte noch im Laufe dieses Monats nach der Rückkehr der Frau Negri stattfinden.

Alfred Adler.

Der Wiener Forscher und Arzt Alfred Adler, der Begründer der Individualpsychologie, feiert morgen, an seinem 60. Geburtstag, auf eine sozialpädagogische Arbeit von mehr als zwei Jahrzehnten zurück, die uns in besonderer Nähe angeht.

Als seiner neuen psychologischen Schule, die in ihrer Theorie eine Lehre vom irreduziblen Menschen darstellt, und in eine Technik der Bewußtseinsveränderung einmündet, hat Adler Menschenkenntnis, Charakterkunde und Erziehung auf das sichere Fundament der verantwortlichen, erlernbaren Wissenschaft gestellt. Was früher als Erziehungskunst, Privatmonopol weniger Bognadeiler zu sein schien, fängt nun an, als eine Lebensschule gegenständlicher Hilfe an allen jugendlich zu werden.

In einem Gedankensystem von überzeugender Einfachheit und mit einem Erfahrungsmaterial von Hunderten sorgsam durcharbeiteter Fälle beweist Adler, daß man auch mit dem größten, argwöhnlichsten, intrigantesten Charakter übereinkommt, wenn man es sich leisten kann, auf den Anspruch der Autorität zu verzichten, und wenn man gelernt und gelbt hat, den Pessimisten und Menschenfeind zum Mitarbeiter zu ermutigen.

Es gibt im Adlerschen Ideengebäude keinen Gedanken, der nicht schon einmal im Laufe der letzten dreitausend Jahre von einem Denker, Dichter oder Philosophen ausgesprochen, geschrieben oder gedruckt worden wäre. Dem intellektuell Vermöhten erscheinen daher die Methoden und Ergebnisse der Individualpsychologie oft allzu vertraut und einfach und daher verdächtig. Aber dieser Verdacht fällt auf den so Vermöhten selbst zurück. Nicht auf den in jedem Falle tragwürdigen Ruhm der Neuheit kommt es an, sondern auf die systematische Zusammenfassung zusammengeho-riger Erkenntnisse und Methoden.

Ließe Einsichten in das Wesen der menschlichen Psyche, wie sie mit Aristoteles, Schopenhauer, Dostojewski — von ihrer Wirkwelt oft nur halb verstanden — jedesmal mit zu Grabe gingen und von späteren Genialen immer wieder von neuem „entdeckt“ werden mußten, lassen sich nun systematisch wieder ausgegraben und von einer Generation zur anderen weitergeben. — Es ist Ruhm genug für den Sechzigjährigen, daß wir ihm die Systeme mit dem Namen be-kannten verdanken.

Von Wien ausgehend, führte die Adlersche Individualpsychologie in Deutschland, England und Nordamerika Fuß und erhielt eine ihrer bedeutendsten Pflanzstätten im Individualpsychologischen Institut zu Berlin, wo der Nachwuchs ausgebildet wird und Angehörige aller jener Berufe, die mit Vorgängen individueller Charakterveränderungen zu tun haben (Sozialbeamte, Ärzte, Lehrer, Jugend-lehrerinnen, Kindergärtnerinnen), individualpsychologische Schulung erhalten. Öffentliche Erziehungs-, Ehe- und Psychopostenberatung auf der Grundlage der individualpsychologischen Erkenntnisse haben begonnen, eine erprobte Technik des Alltagslebens — auch für die schwierigeren Fälle des Unmangels mit Alkohol und Belenden — meisteilen Adler zu erschließen.

Daß Adler in verhältnismäßig so kurzer Zeit seiner Lehre Aner-kenntung verschaffen konnte, ist wohl auf die besondere Vorbereitete zurückzuführen, die er selber handhabt und seinen Mitarbeitern an-

empfiehlt. Das Geheimnis seines Erfolges läßt sich auf eine recht einfache Formel bringen: Es gilt, sich zu bemühen und das Ver-trauen der anderen zu gewinnen. — Das ist keine Neuigkeit; alle Morallehren, die es gab, lagen ähnliches aus. Aber es ist wie das Ei des Kolumbus, daß man, wie Adler zeigt, zur praktischen Aus-wirkung dieser Formel auch ohne Morallehren, einfach durch den Verzicht auf den Geltungsanspruch der Autorität, gelangen kann.

Schwindelbare banale Vorgänge sind es gewesen, die Adler zu seiner eigenartigen Anschauung der Lebensvorgänge anregten, Archimedes gemamt im Bade Interesse für die physikalische Frage, wie ein Körper im Wasser leichter erscheinen. Adler begann mit dem Studium der Menschenkenntnis als spielender Solist in der Bororstrasse Wiens. Er gehörte nicht zu den körperlich Bevoorzugten seiner Altersklasse, hatte vielmehr gegen Schwäche und Krankheit anzukämpfen. Aber unter den Gassenjungen galt das nicht als Ausrede; wer da etwas bedeuten wollte, mußte mitmachen. Adler machte mit und lernte dabei dreierlei: welche Bedeutung angeborene Organinderwertigkeiten gewinnen können als er-schwerter Start ins Leben, welche Rolle dem Mutte zukommt beim Einüben der persönlichen Lebenskunst, und wie sehr unsere Psyche bestimmt ist durch die menschliche Gemeinshaft. Diese Erkenntnisse wurden dann zu Tragstützen der individualpsychologischen Lehre.

Nicht jeder Bodende wird zum Psychiker und nicht jeder Gassen-junge zum Psychologen. Aber die Charaktereigenschaften zu finden, die zu solch individueller Persönlichkeitsentwicklung führen, und mit ihnen in der Erziehung trefflicher zu rechnen, das hat uns Alfred Adler gelehrt. Otto Müller-Mala.

Das zweite Kaiser-schiff im Remi-See.

Der Wasserpiegel des Remi-Sees ist bereits um 14 Meter gesenkt worden, so daß auch das zweite der viel besprochenen römischen Kaiser-schiffe sichtbar wird. Da das Schiff zum größten Teil von Schlamm bedeckt ist und eine stark geneigte Lage hat, muß der Wasserpiegel nach um etwa 5 bis 6 Meter gesenkt werden, damit das Schiff vollkommen zum Vorschein kommen kann. Der Leiter der Bergungsarbeiten vertritt die Ansicht, daß die Schiffe nicht, wie bisher angenommen, Freuden-schiffe des Kaisers Gallula gewesen seien, sondern dem Ruli der Diana gewidmet hätten. Dem Sommer feht man in der Umgebung des Remi-Sees mit gemischten Gefühlen entgegen, da schon im vergangenen Infolge der Senkung des Wasserpiegels an dem langsam trocknenden Ufer Mafarischerbe entstanden.

„Was zur Kunst.“ Der für den 24. anberufte Vortrag von Prof. von Tschann, dem Direktor der Staatlichen Konservatoriums, über „Kunsterziehung und Konservatorium“ findet schon am 19. 20 Uhr, im Lokal der Staatl. Kunsthochschule, Platz, Nr. 21/22 7a, statt, hg. Dr. G. H. Herlaub verbindet, ist, seinen für diesen Tag anberufte Vortrag zu halten.

So ist Montag gibt keinen zweiten Vortragsabend für die Volkshochschule. Am 11. 20 Uhr, im Reichsausschuss, Platz, Nr. 21/22 7a, stattfindet 1.— 2.

Die Ausstellung Victor Hartberg, Schneidergasse 41, veranstaltet bis 6. März eine Sonderausstellung des Malers Hermann Guder, 3. 11. 11.

Das ist der Faschismus!

Leben und Sterben der Geiseln Mussolinis.

Das Organ der antifaschistischen Konzentration, die in Paris erscheinende „Liberto“, wird in ihrer Nummer vom 3. Februar den nachstehenden Brief des Genossen Alberto Giannini, des Chefredakteurs des „Becco giallo“, des berühmten antifaschistischen Blattes, veröffentlichen. Solange Giannini in Rom lebte, ist er wiederholt von den Faschisten überfallen worden. Unter anderem hat auch Dumini, der Mörder Matteotti, sich für einen Liebesfall auf den verhafteten Journalisten 3000 Lire bezahlten lassen. Giannini schreibt:

Lieber Kollege!

Ich lebe jetzt im vierten Jahre im Exil. Mein Haus in Rom ist zweimal von den Faschisten überfallen worden, nach dem Attentat der Gibson und nach dem von Bologna. Was nicht zerstört wurde, wurde gestohlen: Die wenigen Schmuckstücke meiner Frau, ein paar Wertpapiere, wenige tausend Lire, in denen all meine Ersparnisse stecken, und sogar die Sparbüchse meiner kleinen Tochter. Die Zeitung, die ich herausgab, wurde verboten ich selbst zu fünf Jahren Zwangsdomizil verurteilt. So beschloß ich, ins Ausland zu gehen. Den Krieg hatte ich als Bergartillerist mitgemacht, also war es für mich nicht schwer, die Alpen zu überschreiten und nach Frankreich zu gelangen, wo ich meine journalistische Tätigkeit wieder aufnahm. Aber meine alte Mutter, meine Frau und meine drei Kinder mußten in Rom bleiben.

Am ihnen ließ Mussolini keine Rache vollziehen.

Aus Angst, daß auch sie aus Italien entweichen könnten, um mit mir in der Verbannung zu leben, stellte man sie unter strengste Polizeibewachung. Tag und Nacht standen Polizisten vor dem Tor unseres Hauses; Polizisten folgten meiner Frau und meinem ältesten Sohn auf Schritt und Tritt. Ihnen wurde es verboten, Rom ohne vorherige Benachrichtigung der Polizei zu verlassen; durch beständige Hausdurchsuchungen suchte man die wenigen Briefe zu fassen, die ich ihnen zuschicken lassen konnte. Das dauerte drei Jahre.

Dann wurde meine Frau krank. Sie wurde in ein Krankenhaus gebracht. Man fürchtete, die Krankheit würde nur vorgefaßt, um die Polizei irrezuführen und aus Italien zu entfliehen.

Die Vorsicht war unnötig. Meine Frau starb, nachdem sie in ihrem langen furchtbaren Lebenskampf von Gott, an den sie glaubte, die Gnade erlitten hatte, mich noch einmal zu sehen.

In Rom sind noch meine drei Kinder geblieben, Ricardo, der siebzehn Jahre alt ist, der vierzehnjährige Karl und Marcello, die zehnjährige Jüngste. Die Mutter auf dem Friedhof, der Vater im Exil. Ihr einziger Halt die Großmutter, eine Frau von drei- und vierzig Jahren, die englische und französische Stunden geben muß, um zu leben, weil ich, meiner Habe beraubt, aus meinem Hause und meinem Berufe gerissen, nicht für sie und die Kinder sorgen kann, wie es meine Pflicht wäre.

Man sollte meinen, daß Mussolinis Polizei nun zufrieden sein müßte und Ruhe gäbe. Aber nein! Die Ueberwachung hat nicht nur nicht aufgehört, sondern sie ist auch auf meinen zweiten Sohn und auf das Töchterchen ausgedehnt worden.

Die Kinder werden von Polizisten zur Schule begleitet

und nach der Schule abgeholt; bei ihren Spielen und Spaziergängen stehen die Polizisten dabei; sie warten vor dem Hause, wenn die Kinder daheim sind. Die Freunde, die sie nach dem Tode der Mutter zu sich genommen hatten, verließen derselben Polizeibewachung, so daß sie ihren mitleidigen Bestand aufgeben mußten.

Dies ist die Lage, in der sich meine Familie in Italien befindet. Mussolini, der wiederholt mir Individuen gefandt hat, die mich von meiner Tätigkeit als Journalist der Opposition abbringen sollten, hält meine Familie in Gefangenschaft und als Geiseln, um durch sie Pressuren auf mich auszuüben.

Ich habe dies mitgeteilt, damit die internationale öffentliche Meinung diese Methoden erfahre, die es an Grausamkeit mit der rohesten Barbarei aufnehmen, und sich ein richtiges Urteil über den Faschismus und seine würdigen Führer.

Mit herzlichem Dank für die Gastfreundschaft

Alberto Giannini.

Ein Federstrich mehr zu dem Bilde des „Mannes der Vorsehung“, der dem Volke die Religion und den Kultus der Familie erhalten will, aber die Kinder von dem Vater reißt und die sterbende Frau trennt von ihrem Gatten.

oder Angestelltenversicherung zur Deckung der Zuschüsse für die Arbeitslosenunterstützung heranzuziehen.

Sollten die Koalitionsparteien nicht geneigt sein, sich auf den Boden dieser Forderungen zu stellen, so sind nicht mehr die Voraussetzungen gegeben, die der Kaiser Parteitag für das Eintreten und Bleiben von Sozialdemokraten in der Koalitionsregierung beschloß. Für diesen Fall verlangt die Mitgliedschaft des 14. Kreises den Austritt der Sozialdemokratie aus der Regierung.

Ein unmoralisches Geschäft.

Die Lohnerhöhung als Profitquelle.

Der für die Beschäftigten vom Gesamtverband mit dem Unternehmerverband, dem sogenannten Kölner Verband, abgeschlossene Tarifvertrag ist vom Reichsarbeitsministerium für allgemeinerbindlich erklärt worden. Eine Reihe von Firmen der Bewachungsbranche verweigerte die Allgemeinverbindlichkeitserklärung zu verhindern, besonders mit dem Hinweis, daß die Abonnenten im Preise nicht mehr gesteigert werden können.

Nach Verkündung der Allgemeinverbindlichkeit wurde von diesen Herren der Reichsarbeitsminister persönlich in der Reichspresse angegriffen. Was aber taten die Unternehmer? Die Lohnerhöhung für Revierwächter beträgt etwa 6 1/2 Proz. In den Abkommensverträgen ist festgelegt, daß bei Lohnerhöhungen der Prozentfuß der Erhöhung auf die Abonnenten umgelegt wird. In einem Rundschreiben an die Abonnenten wird jetzt zunächst die Schuld der Lohnerhöhung dem Reichsarbeitsminister zur Last gelegt. Dann bringen es die Gesellschaften jetzt, nicht nur 6 1/2 Proz. umzuliegen, sondern 8 Proz. Da vor der Lohnbewegung der Lohn monatlich 192,50 M. betrug und nunmehr auf 205 M. erhöht wurde, kann jedes Schulfeld errechnen, daß die Erhöhung nur 6 1/2 Proz. und nicht 8 Proz. beträgt.

Man müßte aber der Rundschau nicht nur zu, 1 1/2 Proz. mehr zu zahlen, als die Zulage beträgt. Da die Erhöhung auf den Gesamtpreis, in dem sämtliche Geschäftskosten bereits berechnet sind, umgelegt wird, bedeutet dies für die Gesellschaften ein doppelt einträgliches Geschäft. Es handelt sich um folgende Gesellschaften: Wachtzentrale des Westens, Wachtgesellschaft für Berlin und Nachbarorte, Detektiv-Zentrale, Spandauer Wachtgesellschaft, Deutscher Sicherheitsdienst, Deutscher Schutz- und Wachtendienst, Privatschutz Kamradt, Deutscher Schutz- und Sicherheitsdienst und Haus- und Grundschutz.

Das sind die Gesellschaften, die in moralischer Entwertung stehen, weil sie durch die Allgemeinverbindlichkeit gezwungen werden, den wirklich sehr bescheidenen Lohn von 205 M. monatlich zu zahlen. In Wirklichkeit ist dies Entwertung. Es handelt sich um ein unmoralisches Geschäft.

Reisen für Arbeiter, Angestellte und Beamte! Sochen ist der neue Reiseprospekt für 1930 des Reichsausschusses für sozialistische Bildung erschienen. Er enthält eine große Anzahl von Reisen im In- und Ausland. Es werden besucht: Marokko, Dalmatien, Paris, Korsika, Riviera, Rhein, Südschweden, Norwegen, Romantide, Bornholm, Ostsee (Riga, Kowno), England, Wien—Magenfurt, Krakau—Hohle Tatra, Hamburg—Belgrad, Budapest, Kurische Nehrung—Naturliche Seen, Oberbayern—Nordholl, Schwet, Westfalen, Heidelberg—Schwarzwald, Spanien, Lissabon. Außerdem sind für die Monate Mai bis September Ferienaufenthalte in Tesslerete (Tessin), Rottenberg (Tirol) und Weiden (Bairn) vorgesehen. Der reichhaltige Prospekt ist gegen Zahlung von 35 Pf. beim Reichsausschuss für sozialistische Bildungsarbeit, Berlin SW 68, Lindenstr. 3, ebenso bei der Buchhandlung Dietz, Berlin SW 68, Lindenstr. 2 (Laden) und bei sämtlichen „Vorwärts“-Filialen erhältlich.

Better für Berlin: Wechselnd bewölkt, Temperaturrückgang bis zu leichtem Frost; keine erheblichen Niederschläge. — Für Deutschland: Überall sinkende Temperaturen. In Mittel- und Süddeutschland Schneefälle.

Verantwortl. für die Redaktion: Wolfgang Schwarz, Berlin; Kassier: Th. Glöck, Berlin. Verlags: Vorwärts Verlag G. m. b. H., Berlin. Druck: Deutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt Carl Singer & Co., Berlin SW 68, Lindenstr. 2, 1. Stock.

Für soziale Demokratie!

Sozialdemokratische Massenversammlung in Neudöln.

Reichstagsabgeordneter Dr. Cöwenstein sprach vor den Neudöln Sozialdemokraten über die politische Lage. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte die überfüllte Versammlung in Altem Festsaal den Ausführungen des Referenten.

In Deutschland sei heute die Hälfte des gesamten Volkseinkommens in der öffentlichen Hand. Gas, Wasser, Elektrizität und die Verkehrsmittel könnten der Privatwirtschaft entzogen werden. Die gerade jetzt wieder verstärkten Angriffe des Industriekapitals werde die Arbeiterklasse abzuwehren müssen. Auch die Veruche, die soziale Gesetzgebung abzubauen, werden unseren harten Widerstand erfahren. Jede Abbröckelung dieser Gesetze sei eine Verminderung der demokratischen Grundzüge. Ausführlich ging dann der Referent auf die Entwicklung der Reparationsverhandlungen ein. Schacht müsse abtreten, er gefährde die Demokratie. Mit großer Begeisterung haben die Parteimitglieder den Kampf des „Vorwärts“ gegen Schacht verfolgt. Die Mitarbeit der Sozialdemokratie in der Regierung müsse abhängig gemacht werden von bestimmten Forderungen. Der Referent legte der Versammlung eine Entschlüsselung vor, die nach kurzer Diskussion einstimmig angenommen wurde. In der Entschlüsselung heißt es:

„Die Mitglieder des 14. Kreises sehen in den politischen Ereignissen der letzten Zeit, insbesondere in dem diktatorischen und willkürlichen Eingreifen des Reichsbankpräsidenten

Schacht, einen ernsthaften Eingriff in die politischen Grundrechte der Demokratie und eine schwere Schädigung der politischen und sozialen Interessen der Arbeiterschaft.

Die Versammlung verlangt von der Reichsregierung die Verlegung eines Staats unter Vermeidung jeder Scheinmaßnahme und jeder scheinbaren Einschränkung der Ausgaben. Ersparnisse werden gefordert beim Wehr- und Marinestab, bei den hohen und höchsten Gehältern und Pensionen und bei den Repräsentationsausgaben. Es ist unbedingt dafür zu sorgen, daß die Ausgaben für die Sozial- und die produktive Erwerbslosenfürsorge nicht beschränkt und die Erwerbslosenversicherung voll leistungsfähig erhalten wird. Jegliche Anforderung für einen Panzerzeuger B. ist abzulehnen. Es ist ferner ein Steuer- und Finanzprogramm vorzulegen, das die Lasten der breiten Massen fördert, sozial ausgleichend wirkt und Ländern und Gemeinden die Möglichkeit gibt, ihre Sozial- und Kulturstufen zu tragen. Um für die Zukunft willkürliche Eingriffe durch die Reichsbank zu verhindern und die soziale Reaktion in der Reichsbankverwaltung zu beseitigen, wird im Rahmen der Bestimmungen der Hooger Konferenz und unter Wahrung der selbständigen Währungsangabe der Reichsbank eine gefühlvolle Umgestaltung der Reichsbank- und Reichsbankstatuten in dem Sinne gefordert, daß Generalrat und Präsident in ihrer Zusammensetzung von der dem Reichstag verantwortlichen Reichsregierung abhängig werden. Der jetzige Reichsbankpräsident hat durch sein bisheriges Verhalten das Vertrauen im In- und Ausland verloren, das zur Wahrung seines Amtes notwendig ist. Seine Entfremdung ist daher von der Reichsregierung so bald wie möglich zu erwirken. Ferner protestiert die Versammlung gegen die Forderung des Reichsfinanzministers Rodenhauer, die Leberchüsse der Anwohner-

Theater, Lichtspiele usw.

Donnerst., 6. 2. Staats-Oper Unter d. Linden 10-12 U. 2. 12. 12. Jahres-Abt. 1. Nr. 35 19 Uhr Tannhäuser Ende ger. 23 U.	Donnerst., 6. 2. Städt. Oper Bismarckstr. Turnus IV 19 1/2 Uhr Die Entführung aus dem Serail Ende 22 1/2 Uhr.
Staats-Oper An Platz der Republik R.-S. 7 19 1/2 Uhr Hoffmanns Erzählungen Ende ger. 22 1/2 U.	Staatl. Schauspiel an Lindenmarkt R. L. 2. 2. Nr. 5 Jahres-Abt. 1. Nr. 32 19 Uhr Wallensteins Tod Ende 22 1/2 Uhr
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Volksbühne Theater am Blasenplatz 8 Uhr Uraufführung Apollo Brunnenstraße Volkstück von Großmann und Hessel Bau: The. Habicht. Regie: Jürgen Müller.
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Deutsches Theater D. 1. Norden 12 310 Tägl. 8 1/2 Uhr Der Kaiser v. Amerika von Bernard Shaw Regie: Max Reinhardt!
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Die Komödie J. J. Siamck. 2414/7516 8 1/2 Uhr Victoria von S. Maugham. Regie: Max Reinhardt. Musik: Mischa Spoliansky
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Tuesd., 6. Febr. 1930 König. Str. 6 Tägl. 8 Uhr auch Sonnt. nachm. 3 U. einmal. Preise
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Reichshallen-Theater Abends 8 Uhr nachm. 7 Uhr Sicilianer-Sänger Zum Schluß Legis Wildwest Jönhoff-Brottl. Das grandiose Programm
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Circus HAGENBECK CARL HAGENBECK TÄGLICH 8 UHR BUSCH GEBÄUDE VORVERKAUF A. WERTHEIM TEL. NORD. 840
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Metropol-Th. 10 Uhr Das Land des Lächelns Yera Schwarz Richard Tauber Musik von Franz Lehár
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	Kammerspiele D. 1. Norden 12 310 8 Uhr Der Kandidat von Carl Sternheim Regie: Hans Hallschlag
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	PLAZA Tägl. 8 u. 11 Sonnt. 2. 3 u. 8 A. 22. 8066
Staatl. Schiller-Theater, Charlitzb. 10 Uhr Hans Im Schnakenloch Ende nach 22 1/2 Uhr	INTERNAT. VARIETE

Winter Garten

8.15 Uhr 1930. 2810 Saaben erlosst
Caal-Familie, Jung-China, 2 Elliot's,
Marika Rökk, 9 Allisons usw. usw.

Volksbühne
Theater am Blasenplatz
8 Uhr
Uraufführung
Apollo
Brunnenstraße
Volkstück von Großmann und Hessel
Bau: The. Habicht.
Regie: Jürgen Müller.

Deutsches Theater
D. 1. Norden 12 310
Tägl. 8 1/2 Uhr
Der Kaiser v. Amerika
von Bernard Shaw
Regie: Max Reinhardt!

Die Komödie
J. J. Siamck. 2414/7516
8 1/2 Uhr
Victoria
von S. Maugham.
Regie: Max Reinhardt.
Musik: Mischa Spoliansky

Tuesd., 6. Febr. 1930
König. Str. 6
Tägl. 8 Uhr
auch Sonnt.
nachm. 3 U.
einmal. Preise

Reichshallen-Theater
Abends 8 Uhr nachm. 7 Uhr
Sicilianer-Sänger
Zum Schluß
Legis Wildwest
Jönhoff-Brottl.
Das grandiose Programm

Circus HAGENBECK
CARL HAGENBECK
TÄGLICH 8 UHR
BUSCH GEBÄUDE
VORVERKAUF A. WERTHEIM TEL. NORD. 840

Metropol-Th.
10 Uhr
Das Land des Lächelns
Yera Schwarz
Richard Tauber
Musik von Franz Lehár

Kammerspiele
D. 1. Norden 12 310
8 Uhr
Der Kandidat
von Carl Sternheim
Regie: Hans Hallschlag

PLAZA
Tägl. 8 u. 11
Sonnt. 2. 3 u. 8
A. 22. 8066

INTERNAT. VARIETE

GROSSES SCHAUSPIELHAUS
8 Uhr
3 Musketiere
Regie: ERIK CHARELL
3 Sonntag nachm. 4 Uhr, halbe Pr.

Theater L. d. Behrenstr. 53-54
A 4 Zentrum 926-927
Direktion Ralph Arthur Roberts
8 1/2 Uhr
... Vater sein, dagegen sehr
Sonntag nachm. 4 Uhr (halbe Pr.)

CASINO-THEATER
8 1/2 Uhr
Lothringerg. Straße 37.
Der Sensations-Schlager
Seine Hoholl der Bettler
und ein erhell. buntes Programm
Für unsere Leser.
JULISCHREIN 107 1-4 Personen
Fascheil nur 1,25 M., Sessel 1,75 M.,
sonstige Preise: Parkett u. Rand 0,80 M.

Reichshallen-Theater
Abends 8 Uhr nachm. 7 Uhr
Sicilianer-Sänger
Zum Schluß
Legis Wildwest
Jönhoff-Brottl.
Das grandiose Programm

Circus HAGENBECK
CARL HAGENBECK
TÄGLICH 8 UHR
BUSCH GEBÄUDE
VORVERKAUF A. WERTHEIM TEL. NORD. 840

Komische Oper
Friedrichstr. 104
Merkur 1401/4330.
Nach vollständigen Umbau
Täglich 8 1/2 Uhr
Hulla di Bulla
Schwank von Arnold und Bach
mit Guido Theleke vor.
Schütz, Schrott, Burg, Hilgenbrand, Walter
Rabe, Fliak, Schner, Wesak

Lustspielhaus
8 1/2 Uhr
Friedrichstr. 236. Bergmann 2922-23.
Liebe auf den zweiten Blick.
Riemann - Haack.
Vorverkauf in beiden Häusern ab
10 Uhr ununterbrochen.

Lessing-Theater
Norden 10846
Täglich 8 Uhr
Attaro Dreyfus
von Rehfisch und Herzo

Trianon-Theater
Georgenstr. 9
Täglich 8 1/2 Uhr
Totentanz
von Strindberg

Komische Oper
Friedrichstr. 104.
Merkur 1401/4330.
Allabendlich 8 1/2 U.
Hulla di Bulla
Schwank von Arnold und Bach.

Lustspielhaus
Friedrichstr. 236.
Bergmann 2922-23.
Täglich 8 1/2 Uhr
Liebe auf den zweiten Blick

Berliner Theater
Jönhoff 179
Täglich 8 1/2 Uhr
Die Straße
mit Albert Bassermann.
Regie: Heinz Hilpert

Gasparone
Operette von Millöcker
Jeden Wochentag 8.15, Sonntag 9 Uhr.
Neuauflage ab 1. Februar: Jeden
Sonnabend 11 1/2 U. Nachvorstellung
Sonntag 8 1/2 Uhr **Cardastürmchen**
Sonntag 8 und Sonntag 2 1/2 Uhr
„Aschenbrödel“
Das Theater der niedrigen Preise:
1. Mittelrang 0,80, 1. Rangbalken 2,50.
1. Parkett 1,50, Orchesterbalken 2,50.
Programm u. Garderobe je 0,25 M.
Kein Zwang!

Rose-Theater
Gr. Frankfurter Str. 132
Billettkasse: Alex. 312-3194

Pianarium
am Zoo
Jed. 10.15 Uhr
8.5 Barbarossa 3579
16 1/2 Uhr Die Winter-
stärklicher
18 1/2 Uhr Der Mann
Apollon.
20 1/2 Uhr Markbrüder
8.50 (Sonnt. 2. 12. 12.)
Eintritt 1 Mark
Kinder 50 Pf.
Witwochs h a b
Kassenpreise.

Th. 2. Hollendorfsplatz
Vorvk. 10-2. Kl. 2091
Täglich 8 1/2 Uhr
Gastspiel des
Deutschens Theaters
Menschen im Hotel
von Vicki Baum.
Regie: Gustaf Gründgens.
Jyllie Blücher, ar-
garenscheppke, Kemp
Karlwe 2. 1. 19 3. ed.
v. Falmy

NEUE WELT
Arnold Scholz, 0-Stein Bismarckstr. 120/14
Gr. Bockbierfest
und
Gr. Schweineschlachten
7 Kapellen. Neue Dekorationen.
50 bayrische Weine.
Einlaß: Wochentags 6 Uhr.
Sonntags 4 Uhr.

Kleines Theat.
Merkur 1624
Tägl. 8 1/2 Uhr
Der Walzer von heute Nacht!
Max Adalbert,
Eri & Güssner,
Hilde Wörner,
Hermann-Scha-tuß

Operettenhaus
Alte Jakobstr. 632
(Zentral-Theater)
Täglich 8 1/2 Uhr
Der Soldat der Mario

Barnowsky-Söhner
Theater in der
Chausseestrasse
Täglich 8 1/2 Uhr
Professor Bernhardt
von Arthur Schnitzler
Regie: Fritz Schärer

Komödienhaus
Täglich 8 1/2 Uhr
Der Lügner und d. a. Nonne
von Curi Götze

Max Tschade & Co.
Fachgeschäft für Bandagen
und Krankenpflege-Artikel
Bin.-Pankow, Wollankstr. 128
Fernsprecher: 0 8 Pankow 2770
Lieferant der Krankenkassen
Eigene Werkstatt

Bruchbänder
Leibbinden, Gummistrümpfe und Plastru-
Einlagen, Stützkorsetts, Apparate und künstliche
Glieder. Eigene Werkstatt im Hause. Sandaplat
Pollmann, Berlin N 54, Lothring. Str. 60.
Lieferant für Krankenkassen und Behörden.

Abenduniverfität? - Nein!

Keine Teillösungen, sondern Endlösung

Der Plan von Silbermann und Haac wurde im „Vorwärts“ von Dr. S. Weinberg lebhaft begrüßt, weil die Abenduniverfität eine Förderung der Gerechtigkeit sei und im Interesse der Gesellschaft und des Staates liege. Die Bedenken, die das Kultusministerium äußerte, sind auf die leichte Achsel genommen, andere Zweifel sind nicht laut geworden oder nicht ausgesprochen. Ich habe lange genug an praktischer Begabtenförderung gearbeitet, um zu sehen, wo die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen der Begabtenauslese liegen.

Ueber das Abendgymnasium habe ich kein Urteil. Man muß abwarten wie die erste Kellereprüfung, die demnächst stattfindet, ausfällt. Ich kann mir, offen gestanden, nicht denken, daß viele junge Menschen, die am Tage hart arbeiten müssen, abends noch elastisch genug sind, im Gymnasium und zu Hause den großen Wissensstoff zu lernen, der nun einmal dazu gehört. Gewiß gibt es in der Vergangenheit und auch künftig Männer und Frauen, deren körperliche und geistige Kräfte solche Ueberbelastung ertragen. Aber es sind nicht viele und die meisten müssen das Rennen vor dem Ziele aufgeben. Auf solche, menschliche Leistungsfähigkeit im Regelfall übersteigende Einrichtungen sollte man nicht aufbauen. Wenn wirklich auf diese Weise die eine oder andere Begabung gefördert wird, freut es uns alle. Aber Begabtenförderung und -auslese verlangen andere und größere Maßnahmen, über die ich noch sprechen werde.

Wesentlich liegt es mit der „Abenduniverfität“. Das Wesentliche der Univerfität ist nicht das Fachwissen, das den Studenten mühsam eingepaukt wird. Wichtiger ist die akademische Gesinnung, die die Arbeit des Professors und des Studenten durchdringen sollte: Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Gründlichkeit. (Ich weiß, daß das unermessliche Forderungen sind. Aber es ist unmöglich, auf einer anderen Basis eine neue Univerfität aufzubauen.) Diese akademische Gesinnung wird in gründlicher Zusammenarbeit erworben von Menschen, die Ruhe und Lernen genug haben, um an ihrer inneren Entwicklung zu solchem Ziel zu arbeiten.

Die Abenduniverfität wäre eine bedauerliche Notlösung und würde nur von einer Regierung geschaffen werden, die das letzte Ziel zwar sieht, aber auf halbem Wege abweicht. Außerdem würde die Abenduniverfität den „Tagesuniverfitäten“ die besten Kräfte nehmen. Darüber einige Worte: Wir sind uns darüber klar, daß es im allgemeinen keine besseren Studenten gibt als die, die schon Lebenserfahrung aus praktischer geistiger oder körperlicher Arbeit besitzen. Alle tüchtigen Univerfitätslehrer würden sich drängen, gerade ihre Professoren zu sein. Und wollen wir es dulden, daß diese körperlichen und geistigen Arbeiter aller Stände aufhören, wichtiger und wenn auch noch viel zu geringer, aber doch schon wesentlicher Bestandteil der Tagesuniverfität zu sein? Die Studenten, die aus begütertem Elternhaus und unmittelbar von der Schule auf die Univerfität kommen, haben in ihrer großen Mehrheit dem Leben und also auch dem Staat fremd gegenüber. Die Seele dieses Landes müssen die „Arbeiterstudenten“ weihen.

Es gibt keine größere hochschulpolitische Aufgabe, als die Begabten zu finden und zu fördern und die Unbegabten auszuwählen. Der Staat zahlt jährlich für jeden Studenten mehrere tausend Mark Zuschuß. Warum zahlt er auch Unbegabten und Faulen? Warum überläßt er die Tüchtigen unter den Arbeiterstudenten, die ohne Geld dastehen, sich selbst? Ich weiß, daß „Studienstiftung“, Darlehnskasse, Ministerstipendien wichtige Hilfsmittel sind, aber es sind eben nur Schönheitspfaster am häßlichen Körper. Das System ist falsch und der Staat muß alte Sünden wieder gutmachen.

Das heutige System ist (roh gesprochen) so: Wer Geld hat, darf die höhere Schule und die Hochschule besuchen; wer keins hat, darf es nicht. Unter denen, die das Geld haben, sind viele, die nur mit Mühe und Nachhilfestunden durch die höhere Schule geschafft werden, und viele, die auf der Hochschule ihr Examen schlecht und recht bestehen, aber sich für die akademischen Berufe nicht eignen. Die Wirtschaftslage verschärft die Konkurrenz und die Zahl der Studenten steigt von Jahr zu Jahr. Dadurch wird das Angebot wiederum größer und so dreht sich die Schraube ohne Ende. Unter denen, die kein Geld haben, befinden sich viele Begabungen, die zu fördern im öffentlichen Interesse liegt. Daraus ergibt sich: Auf der einen Seite ist schärfere, viel schärfere Auslese nötig. Auf der anderen Seite müssen die Stipendien beträchtlich erhöht und vermehrt werden.

Die Auslese muß auf der höheren Schule beginnen und auf der Hochschule fortgesetzt werden. Die Pädagogen müssen entscheiden, ob dazu sich Prüfungen eignen. Ich meine, es müßte auch ohne Prüfungen gehen. Die Lehrer sollten auf der höheren Schule alljährlich, am langsamsten vor der „mittleren Reife“ und der „Hochschulreife“, zusammentreten und entscheiden, ob ein weiterer Besuch der höheren Schule im öffentlichen Interesse liegt. Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus wird hier viel nützen. Bewährungs- oder Nachholkristen könnten eingeschaltet werden. Wenn ein Junge die „mittlere Reife“ mit Mühe erreicht, soll man ihm die Oberstufe nicht mehr zumuten. Ein guter Lehrer ist besser und mehr wert, als ein schlechter Volksschullehrer. Wer nur mit Ach und Krach sich durch die Oberstufe windet, soll vom Hochschulbesuch ablassen. Ein guter Volksschullehrer dient der Allgemeinheit mehr, als ein schlechter Jurist. Wenn sich eine Begabung erst verspätet zeigt, kann man auf dem Wege der „Begabtenprüfung“ oder durch die Aufbauschule helfen. Lehrer und Hochschullehrer sollen die beste Methode finden, um die Begabungen herauszufinden. Aber auch eine zunächst minder gute Begabtenauslese wäre immer noch besser, als das heute herrschende, primitive und brutale System der Auslese nach dem Geldbeutel des Vaters.

Dadurch würden die höheren Schulen und die Hochschulen von vielem Ballast befreit. Ein Teil der freien Plätze wird von den aufstrebenden Kindern besetzt werden können. Staat und Städte zahlen heute für jeden Schüler einer höheren Bildungsanstalt jährlich einige hundert Mark. Etwas der gleiche Betrag (neben Schulgeld und Lehrgeld) müßte den Eltern dieser Kinder als „Erziehungsbeihilfe“ gegeben werden;

denn sie verlieren das Kind als Mitverdiener und müssen außerdem noch Zuschüsse leisten, oft auch Pensionskosten, wenn die höhere Schule nicht am selben Ort ist. Die „Erziehungsbeihilfen“ für Schüler höherer Bildungsanstalten gibt es schon heute. Das Reichsministerium des Innern verteilt alljährlich an die Unterrichtsministerien der deutschen Länder verschiedene hunderttausend Mark, die natürlich für eine planmäßige Begabtenförderung nicht ausreichen. Wenn das Reich zehn Millionen Mark jährlich zur Verfügung stellte, könnte man anfangen. Die fehlenden zehn Millionen trägt der Reichswehretat, ohne daß der Schatz des Reiches leidet. Die Stipendienorganisation wird auf der Hochschule fortgesetzt durch die ausgezeichnete „Studienstiftung des Deutschen Volkes“, an der Reich und Länder, demnächst wahrscheinlich auch die Städte, beteiligt sind. Eine stärkere Betonung der öffentlichen Geldgeber bei der Zweckbestimmung des Geldes und der Verteilung der Stipendien würde genügen. Etwas fünf Millionen Mark jährlich Erhöhung reichen aus.

Wir wollen also uns auf keine verzögernden Zwischen- und Teillösungen einlassen, sondern unsere Kraft darauf konzentrieren,

der Endlösung mit großen Schritten näher zu kommen. Die Erfüllung der höheren Schulen, der Hochschulen und der akademischen Berufe, die Wirtschaftsnot, der Zwang, die Posten an die richtigen Stellen zu setzen, und nicht zuletzt die Gerechtigkeit —, all das fordert gebieterisch energische Maßnahmen. Die Regierungen und Parlamente, Lehrer und Eltern, Akademiker, Angestellte und Arbeiter sollten zusammenstehen, um diese, dem ganzen dienende, nicht zu schwere Aufgabe zu lösen.

Auch für den Uebergang wäre das kostspielige Experiment der „Abenduniverfität“ nicht nötig. Es würde genügen, wenn Doppelvorlesungen in den juristischen und nationalökonomischen Fächern, vielleicht (wenn Doppelvorlesungen nicht gehalten werden) im Turnus semestriell abwechselnd auch die Hauptvorlesungen in den späten Nachmittagsstunden gehalten würden, damit halbtags beschäftigte Studenten auch dann noch Vorlesungen hören können. Die Seminarien und Übungen in den erwähnten Fächern werden schon jetzt vielfach spät gehalten. Die Univerfität Berlin kommt solchen Wünschen, die übrigens gleichzeitig auch einen Teil der Raumnot beseitigen, sicherlich gern entgegen.

Dr. Otto Benecke.

Laßt die Kinder spielen!

Nochmals: Ueberlastung der Volksschüler

Daß in der Ueberbürdung unserer Jugend die höheren Schulen die größten Sünder sind, ist keine Frage. Schon die Dauer der Schulzeit ist zu lang. Neun Jahre höherer Schule gibt es nirgends in der Welt außer in Deutschland. Nirgends gibt es auch so viele lateinische oder sonstige fremdsprachliche Stunden.

In der Volksschule ist es in dieser Hinsicht besser. Während für den höheren Schüler die gesamte Schulzeit jetzt 13 Jahre dauert, sind es für den Volksschüler nur 8. Auch die Rat der fremden Sprachen fällt fort. Deswegen sind nun die meisten Volksschullehrer der Ansicht, daß die Ueberbürdung auf die höheren und allenfalls die Mittelschulen beschränkt sei.

Aber ob nicht auch an der Volksschule zuviel gelehrt und gelernt wird? In der „Abend“-Ausgabe vom 30. Januar hat sich in dankenswerter Weise ein Schulmann diese Frage vorgelegt, und für viele Fälle wenigstens antwortet er mit „ja“. Schon in der Grundschule sind die Anforderungen oft recht hoch, zum Teil wohl deswegen, weil die Lehrer möglichst viele Schüler für die höhere Schule „reif“ machen wollen. Nicht selten hat schon ein acht- oder neun-jähriges Kind als Hausarbeit Duzende von Rechenaufgaben zu erledigen, an denen es, wenn nicht die Eltern helfen, stundenlang sitzen muß. Das Kind würde wahrscheinlich mehr lernen, wenn es die Hälfte oder ein Viertel der Aufgaben lauter und in Ruhe ausführte, anstatt diese große Menge in Aufregung und unselbständig. Auch die Anforderungen in Deutschen werden übertrieben. Ein kleiner Schulanfänger ist gewiß inkompetent, seiner Mutter zu berichten, wie er auf dem Schulwege über einer Bonanenschule ausgerückt und böse hingefallen ist. Aber aus solchem kleinen Erlebnis nun gleich einen Aufsatz zu machen, eine „Niederfahrt“, wie es jetzt heißt, das ist denn doch noch etwas anderes und kann für Kind und Eltern eine rechte Plage werden.

Auch in den oberen Klassen der Volksschule scheint es der Ehrgeiz mancher Lehrer, zu zeigen, daß man auch ohne fremde Sprachen „etwas leisten“, d. h. erhebliche Schulanforderungen stellen kann. In Berlin verbringen viele Kinder der oberen Volksschulklassen täglich zwei und mehr Stunden über ihren Schularbeiten. Wenn es auch nicht wie an der höheren Schule böserartige mathematische und Ueberrechnungsaufgaben sind, so können doch auch die Rechenaufgaben und die deutschen Arbeiten so schwierig sein, daß selbst ganz gewandte Eltern keinen Rat wissen.

Darum ist es sehr zu begrüßen, wenn Herr Dr. Selig für die Volksschule fordert: baldige Revision der Richtlinien und Lehrpläne, wesentliche Herabsetzung der Stoffmenge!

Doch auch etwas anderes ist noch nötig: es muß für eine verständliche Ausfüllung der freien Zeit gesorgt werden! Oft genug bekommt man zu hören, daß die Kinder in der Schule und bei den Schularbeiten noch am besten aufgehoben sind; d. h. wenn sie einmal freie Zeit haben und auch die Eltern ihnen gern Erholung gönnen würden, dann wissen die Kinder nichts Gesehies anzufangen, sie machen Unfug oder kommen auf der Straße in Gefahr.

Wir brauchen Spielplätze für die Jugend! Die Schulhöfe sind ja oft nur Klein, aber immerhin besser als nichts, und sie sollen nachmittags unter Aufsicht den Kindern zur Verfügung gestellt werden. Bei der Anlage von Freizeitanlagen sollte man viel mehr als bisher auf die Bedürfnisse der Jugend Rücksicht nehmen. Ueberall, nicht nur in Berlin, hört man Klagen, daß dies nicht geschieht. Eine Freizeitanlage war vielleicht wenig gepflegt, aber immerhin dient sie den Kindern zum fröhlichen Lummeln: da wird sie mit großem Kostenaufwand künstlich hergerichtet, es wird ein Sportplatz für einen Betein daraus gemacht oder ein Schmutzplatz, durch den nur ein paar laubere Wege führen, der aber sonst beiseite nicht betreten werden darf. In beiden Fällen ist der Platz für die Kinder verloren. Auch die Kinder sind doch Bürger unserer Städte, wie dürfen wir sie so vergessen!

Außerdem sollten wir das Beispiel von Amerika und Kanada befolgen und verkehrsarme Straßen zeitweise den Kindern überlassen. In Amerika werden solche Straßen für einige Stunden des Nachmittags durch eine Säbner für Wagen gesperrt, und bald entwickelt sich ein fröhliches Volksspiel der Kinder, im Sommer wird auch wohl von einem Polizisten ein Hydrant geöffnet, so daß ein lustiges Blauspiel im Wasser beginnt, im Winter werden Säbnermänner gebaut oder in abschüssigen Straßen wird gerodelt.

Laßt die Kinder spielen! Schafft mehr Spielplätze und Spielgelegenheiten, je mehr, desto besser! Diese Maßnahme gilt

vor allem für die Lehrer, deren Amt eben nicht nur der Unterricht, sondern die ganze Erziehung sein sollte. Unsere Pädagogik in Deutschland leidet immer noch unter der Nachwirkung der Herbart'schen Richtung, die meine, durch sorgfältigen Unterricht das Hauptstück der Erziehung zu leisten. Bald werden wir in Deutschland die einzigen sein, die noch an diesem Glauben festhalten. Ueberall, nicht nur bei den Angestellten, sondern auch in Standesämtern und in Deisterreich hat man erkannt, daß Erziehung zu freih, en, lebensfähigen Menschen etwas anderes ist als das Beibringen von geläufigem Rechnen und von richtigem Schreiben und Sprechen.

Man sollte ohne Sorge den Lehrern wie den Kindern einige Unterrichtsstunden streichen, dafür sollte aber jeder Lehrer es als seine Aufgabe ansehen, sich mehr als bisher um den Nachmittag der Kinder zu kümmern. Der Lehrer sollte immer der Anwalt der Jugend sein, niemand ist berechneter als er, um bei den Stadtverwaltungen die Anlage von Spielplätzen und anderen jugendstreblichen Einrichtungen durchzusetzen!

Prof. Dr. G. Jung.

Du sollst nicht schlagen.

Ich war natürlich längst vernunftgemäß Gegner jeder Prügelstrafe. Aus psychologischen Werten, aus der Geschichte der Pädagogik, aus allen möglichen Neuerungen über Humanität und aus den modernen Bestrebungen um das Kind hatten wir alles zusammengetragen, was für Abschaffung der körperlichen Züchtigung sprach. Ich möchte sagen, wir hatten als Menschen des 20. Jahrhunderts dem Verstand sein Recht gegeben. Ein inneres Erlebnis war uns unsere Stellungnahme nicht geworden. Gleich vielen Eltern, die in der Schule jede Prügelstrafe ablehnen, dem gelegentlichen Klapp in der Familie aber entschuldigend das Wort reden, konnten wir auch manche Möglichkeiten von Straferfolg. Von denen, die körperliche Züchtigung meiden, nur, um sich keine Kasse in den Hals zu setzen, möchte ich hier nicht sprechen. Jedenfalls wurde es wie jetzt allen unter ganz anderen Verhältnissen aufgewachsenen Lehrern auch mir recht schwer, nun auch mit dem Herzen jede körperliche Züchtigung abzulehnen, bis mich meine damals vierjährige Anneliese gründlich belehrte:

Meine Frau, meine Kleine und ein Nachbarkind waren in unserem Garten. Als ich Anneliese etwas verbot, hörte sie zunächst nicht und küsterte dann auf meinen ernsten Jura der größeren Freundin etwas zu. Da ich mich in meiner Erwachsenenlehre durch das häumige Gehörchen schon getränkt fühlte, verlangte ich von der Freundin den Ausspruch meines Kindes zu wissen. „Nach ich aus!“ hatte sie gesagt, also ein Wort eines vierjährigen Kindes, das es irgendeo ausgeprochen hat, ohne sich über seinen Stimm erhebt hat zu sein. Gewiß muß man auch beim kleinen Kind, ja, gerade bei ihm, dafür sorgen, daß es solche Ausdrücke zu vermeiden weiß. Ich aber vergaß all meine schönen Vorlesungen aus der Schule und verhaute die Kleine. Natürlich war es bei einigen leichten Schlägen mit der flachen Hand geblieben.

Meine Frau rief zum Kaffee. Da war ich erlöst, wie ruhig um auch das eben noch meinende Rädel erliegen. Ohne Zweifel ging in meinem Köpfchen folgende Ueberlegung vor sich: Du hast etwas Dummes gemacht, daß du zwar nicht verstanden, worüber sich dein Vater aber ärgert. Dafür hat er dich herabgenommen. Die Rechnung ist also beglichen. Ich selbst, der ich meinen Sündenfall schon voraus, dachte das gleiche.

Nun versuchte ich als Erzieher zu retten, was noch möglich war. Vom Kaffeetisch stand ich mit den Worten auf: „Ich mag nicht essen, weil Anneliese mir weh getan hat.“ Die Veränderung, die in diesem Augenblicke mit meinem Kind vor sich ging, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Es weinte so herzzerbrechend, war so wenig zu beruhigen, daß meine Frau und ich befürchteten, die Kleine würde uns krank werden.

Ich aber dachte: du großer Tor! Jetzt siehst du, daß es dein Kind viel stärker trifft, wenn es hört, dich betrübt zu haben, als wenn durch körperliche Züchtigung diese Ueberlegung nicht nur nicht verhindert, sondern das Verhältnis des Kindes zum Erwachlenen auch kühler wird.

Die Prügelstrafe ist für mich erledigt. Ich habe mit meinem Kind nur Freund zu sein, ein Freund, dem aus größerer Erfahrung die Billigt zu stärkerer Besonnenheit, aber auch ruhiger Festigkeit erwächst. Ich weiß jetzt: wenn meine Nerven versagen, dann muß ich mich krank meiden, oder nicht mein Kind als abfessendes Opferamt ausführen.

Ernst Schul-

Der Mann am Faden

Ein Boxerroman
Von Heinz Hagemeister

(22. Fortsetzung.)

Tom sah auf und ergriff mit glänzendem Gesicht Peters Rechte. „Was, da haben Sie wohl Augen gemacht! Ja, meine Mary, das Prachtmädel. Wo ist sie denn überhaupt?“

Er sagte das in warmem Ton, daß Mary ihm viel vergab. Auch Peter hatte die Überzeugung, daß dieser Bogen auf seine Art Mary sehr liebt.

Sie setzten sich zu Dritt an einen Tisch und unterhielten sich bis zum Abend so nett und lieblich, daß Mary die höflichen Szenen vergaß.

9. Kapitel. Hochzeit machen...

Der Mann, der die Fäden lenkt.

Am Tag nach dieser seltsamen Verlobung sah Hurl nachdenklich vor seinem Schreibtisch. Gestern abend hatte ihn Tom angerufen. Da hatte Hurl ihn heute für ein Uhr zu sich bestellt. Um zwölf sollte Burkhardt kommen. Er hatte das mit seiner Frau besprochen, da ihr Mann sich leider schon „zur Ruhe begeben hatte“.

Hurl sah auf die Uhr. Es war gleich elf. Er bedachte noch einmal, inwiefern diese Verlobung und eventuelle Heirat seine Pläne durchkreuzen oder unterstützen konnte. Wenn das Schicksal das Fädchen derwirrt, war eben nichts zu machen. Man mußte sehen, wie man die höheren Gewalten geschickt auszunutzen vermag, was es doch. Hurl zog die Brauen zusammen. Diese Dummheit hätte der Bengel nicht noch warten können? Er hätte ihm schon beizzeiten eine passende Frau besorgt. Na, erst mal sehen, wie Tom zu diesem kleinen Mädel stand. Vielleicht war es noch irgendwie zu ändern.

Er nahm sich vor, ihm zuzureden, die Verlobung auf irgendeiner Basis zu ändern. Vielleicht waren auch nur die Linsen der kleinen Mary schief. Denn er wußte, was die an seinem Mann für einen Karren getrieben hatten.

Mitten in diese Gedankenengänge plätschte Tom herein. Mit strahlendem Gesicht ging er auf seinen Manager zu.

Hurl stellte sich sofort um. Er hatte sofort erkannt, daß er Tom nicht mit bedenklichem Gesicht gegenüber treten durfte.

So ließ Hurl ihn erst einmal erzählen. Tom war begeistert. Er beschwerte von seiner Liebe. Von den ständigen Zusammenkünften, was sie alles geredet hatten. Wie sie sich so hingestellt hatte, dann hatte sie so ein Gesicht gemacht, ihm die Hand gedrückt. Er wußte alles noch genau.

Hurl lächelte innerlich über den Eifer. Da war nichts zu machen, das war eben Liebe. Er gratulierte herzlichst und begann die materielle Lage der neuen Verbindung zu besprechen.

„Der Kampf darf durch nichts leiden“, erklärte er bestimmt. „Tierro ist engagiert, und da ist nichts mehr rückgängig zu machen.“

„Nein, Herr Hurl, daran habe ich auch gar nicht gedacht.“

„Und das beste ist wohl, Tom, daß ihr sofort nach dem Kampf heiratet. Wollt ihr da draußen wohnen bleiben?“

„Was, so früh heiraten? Ja, wohnen würden wir schon da draußen in Rassenheide.“

„Es ist das einzig mögliche, daß ihr da sehr schnell heiratet. Dann hast du auch Abfertigung, wenn du euer Heim einrichtest.“

Hurl schloß den Schreibtisch auf und nahm einen Pack Banknoten heraus. „Hier hast du. Wir rechnen nach dem Kampf ab. Das beste wäre, du kaufst dir ein schönes Auto. Brauchst ja nur ein kleiner Wagen zu sein, den du selbst steuerst. Das kostet auf die Dauer weniger, als wenn du jedesmal eine Lage nimmst. Komm mal in den nächsten Laden oder besser morgen schon zu mir. Dann wird das gleich perfekt gemacht.“

Tom nahm beglückt das Geld. Der Hurl hatte doch immer Ideen. Natürlich, ein Auto hätte er schon längst haben müssen. Das machte doch Eindruck.

Hurl verabshiedete Tom, denn bald kam Burkhardt und es war nicht nötig, daß beide zusammentrafen.

„Gewiß, Herr Burkhardt, ich freue mich. Eine bessere Frau als Ihre Mary kann der Matthes gar nicht finden. Aber Sie müssen mal mit Ihrer Tochter reden, Burkhardt. Der Kampf gegen Tierro darf nicht darunter leiden, auf keinen Fall.“

„Aber selbstverständlich, Herr Hurl. Ich werde schon dafür sorgen, daß mein Junge ordentlich trainiert. Bin doch selber sehr am deutschen Boxsport interessiert. Die ganze Welt blüht doch auf uns — ah — auf Matthes.“

Burkhardt wurde durch das leicht ironische Aufblitzen Hurts etwas verwirrt.

„Für die Zukunft habe ich gar keine Bedenken. Aber jetzt die erste Zeit... Und dann, Herr Burkhardt, Sie sorgen dafür, daß die Heirat direkt nach dem Kampf stattfindet. Das muß unbedingt schnell erledigt werden, verstehen Sie? Unbedingt! Der Matthes hat noch viel vor. Der muß noch ganz groß verdienen. Da können wir keine lange Brautzeit gebrauchen.“

„Aber natürlich, Herr Hurl. Das werden doch die Kinder selbst wollen.“

„Was heißt, sicher selbst wollen?! Es muß eben geschehen.“

„Ich werd' dafür sorgen; freu mich ja selbst, wenn's so weit ist.“

Hurl reichte Burkhardt über den Schreibtisch die Hand. „Erledigt! Wir zwei verstehen uns doch?“ Dabei blinzelte er Burkhardt zu.

Burkhardt lächelte geziert. Dabei wußte er gar nicht genau, warum es sich handelte. Hurl schloß den Schreibtisch auf und holte eine kleine Kognak heraus. „Guter französischer. Sie trinken doch ein Gläschen mit?“

Der alte Hurl ließ sich vergnügt die Lippen. „Bin nicht abgeneigt.“

Ungezügelter Wochen.

Ein paar ungezügelter Wochen begannen sehr für Tom. Jeden Tag mußte er hart trainieren. Er hatte seine gesamte Arbeit auf den Vormittag verlegt, so daß er nachmittags bei Mary sein konnte. Die von ihrer Verlobung mußte sie bei ihren Eltern wohnen, um sich vereinen vorzubereiten.

Wieder wurde Toms ständiger Trainingspartner. Tom hatte ihm versprochen, ihm in Kürze seinen ersten Kampf zu verschaffen. Mary hatte ihren Widerspruch vorläufig aufgegeben; denn nur so konnte sie Peter bei sich behalten.

Mit seinem neuen kleinen Auto machte Tom mit Mary zu-

sammen seine Einkäufe für das künftige Heim. Rassenheide wurde wie ein kleines Märchenreich ausgestattet. Mary wurde dabei immer wieder von neuem durch die hilflose Bereitwilligkeit Toms gerührt. Seine Kaskosigkeit gab ihrer Liebe immer wieder Nahrung. Er bettete mit jedem Bild: Mary ist's so richtig? Er fragte zwischen zwei hastig gestohlenen Küssen: „Mary, mach ich's recht?“ Sie war innerlich überzeugt, daß sie den guten Jungen teilen können würde. Der häßliche Verlobungstag war vergeben und vergessen.

Dabei hatte Tom noch niemals so ernsthaft und so verbissen trainiert wie zu diesem Kampf. Er arbeitete mit vier Trainingspartnern, von denen Peter bestimmt nicht der schlechteste war. Auch Nathan, Toms alter Kollege und Freund war dabei.

Jeden zweiten Tag kam Hurl herausgefahren und lobte die Fortschritte Toms. Er begann auch langsam, sich für Peter zu interessieren, der sich jedesmal mit Feuereifer auf Tom stürzte.

Tom hatte Mary überredet, sich das Training anzusehen. Manches Vormittag stand sie dabei und sah den Boxern schweigend zu. Sie verglich oft die beiden, Tom in seiner heldischen Manneskraft, und den andern, jung, rauh, geschmeidig, mit den blühenden Augen über einem herben, hart gewordenen Mund.

Sie wußte selbst nicht, warum sie den Trainingsraum so oft mit einem bitteren Gefühl verließ.

Von den Plakatwänden herunter lachte Tom sein fröhliches Rotfroschenlachen. Neben ihm grinsten die geschlagene, böartige Kämpferohage des Tigers.

Berlin hielt den Atem an. Berlin rief sich um Plätze zu dem Kampf, schloß Betten ab, für und gegen seinen Landmann, den Berühmten.

Marys Vater schwante wie im Fieber. Er, seine Frau, alle die an Tom irgendwie persönlich interessiert waren, bildeten eine einzige Familie. Ständig waren Zusammenkünfte auf denen das Für und Wider des Kampfes erörtert wurde. Die einzige, die sich von allem fernhielt, war Mary. Sie lief fort, sobald von dem großen Ereignis gesprochen wurde.

Der große Abend.

Der große Abend war da. Tom hielt Mary im Arm und sagte: „Run schau dir deinen Schatz noch mal an. Vielleicht verändert der Tiger ihn so erheblich, daß du morgen 'n ganz andern hast.“ Er lachte dabei, wollte renommieren. Aber irgendwas war ein erster Anstich in der Stimme.

Mary warf sich in höherm Entsetzen in seine Arme und umschlang seine festen Glieder, als könne sie ihn damit schützen.

Peter stand daneben. „Paß' bitte auf ihn auf, Peter“, bot sie. „Aber Mary, was ist denn da aufzupassen? Tom ist großartig in Form und gewinnt auf alle Fälle.“ Er streichelte ihre kleine kalte Hand. „Ach lauß dich sofort an, wenn's vorbei ist.“

FÜR DEN KLEINGÄRTNER.

Anzucht von Kohlpflanzen im kalten Kasten.

Neben der Anzucht von Sämlingen im warmen Kasten kann auch durch Ausfaat im kalten Kasten von Anfang Februar an schon frühzeitig eine zum Auspflanzen Ende April, Anfang Mai genügend abgehärtete junge Kohlpflanzen gewonnen werden. Kamentslich in einem so milden Winter, wie er diesmal wenigstens bisher zu verzeichnen ist. Erfahrene Gärtner, die 100 000 und mehr Kohlpflanzen heranziehen, werden freilich meist den schon früher hier erwähnten Weg des Ausfahrens im September in kalten Kästen und frostfreie Überwinterung vorziehen, da sie hierbei doch einigermassen vor Überwintungen durch zu große Kälte geschützt sind. Andererseits führt auch die Februararbeit bei günstigen Verhältnissen zum Ziel; Hauptsache ist, daß der Kasten nach der nicht zu dichten Ausfaat (— damit kein Verziehen nötig wird! —) nicht eintriert. Wenn Raum zur Verfügung steht, kann durch Bedeckung in 20 bis 30 Zentimeter Höhe sich einen lauwarmen Kasten verschaffen. Um auch schärferer Kälte entgegenarbeiten zu können, empfiehlt es sich, die Erde in dem betr. kalten Kasten erst gar nicht gefrieren zu lassen, was man erreicht, wenn man den Kasten im Herbst bereits eindeckt, mit Laub oder strohähnlichem Material, jedoch nicht mit Dung. Begut man dann im Januar Fenster auf, so kommt im Februar der Samen in eine nicht zu kalte und vor allem trockene Erde. Diese soll etwas sandig, nahrhaft und gut erwärmt sein. Vorsichtiges Gießen und Lüften ist notwendig. Die in wärmeren Gegenden geübte Methode: Ausfaat September oder offenem, aber geschützt liegendem Lande und späteres Decken mit Fichtennadeln oder völlig verrottetem Dünger ist wohl nur in einzelnen Fällen bei unzureichendem Klima anwendbar. P. D.

Frühkultur des Blumenkohls.

Wer aus Herbstausfaat gewonnene und durch frostfreie Überwinterung im kalten Kasten im Wachstum erhaltene Blumenkohlpflanzen besitzt oder sie sich beschaffen kann, wird von Anfang Februar an das Auspflanzen im Frühbeet vornehmen können. Man pflanzt im regelmäßigen Verband mit 30 Zentimeter Abstand. Als Zwischenkultur kann man Salatpflanzen, die überwintert wurden, oder Treibrettich nehmen. Die herangewachsenen Pflanzen werden angehäufelt, wobei es sich empfiehlt, den Stumpf bis an die untersten Blätter mit besser Komposterde zu bedecken, also nicht Erde heranziehen, sondern auffüllen. Dies gestattet Schöpfung der Wurzeln, Blüten und Gießen, auch Jochen mit gut vergorenem flüssigem Dünger ist notwendig. Nach der Entwicklung der Blumenköpfe ist die Verwendung der Sauche einzustellen. Durch Einkneiden von einigen Blättern werden die Köpfe vor den Sonnenstrahlen geschützt, was ihrer Zartheit und Weiße zugute kommt. Ein Ausbrechen von Blättern wäre aber schädlich. Fleißiges Gießen, Lüften, evtl. Abnahme der Fenster bei windstillen warmen Wetter tragen zum Gelingen bei.

Auch für späteres Auspflanzen ist Erziehen von kräftigen Sprossen erwünscht, man pflanzt daher im Februar überwinterte Sämlinge einzeln in Töpfe und kultiviert sie im Mistbeet weiter.

Tom ging hinunter. Sie zwang sich zu einem Schelm. „Paß' und Behnrad, Lieber!“

Er winkte ihr zu. „Wenn's nur erst vorbei wäre.“ dachte sie und griff sich an die Schläfen.

Peter holte vom Büfett ein Glas Wein. Angewidert mehrte sie ab.

„Du mußt trinken! Das macht warm und sicher. Beg dich eine Viertelstunde auf's Ohr, damit du nachher frisch bist. Die Anstrengung kommt doch erst nach dem Sieg.“ Er lachte, gezwungen fröhlich.

„Ich kann nicht“, antwortete sie matt.

Peter breitete eine Decke über sie aus.

„Ich halte es ja doch nicht aus“, sogte sie verzweifelt.

„Nur fünf Minuten“, bettete Peter. „Vor neun brauchst du die Daumen nicht zu kneten. Du mußt ruhig werden.“

Sie ließ sich zurückgleiten und weinte.

„Brauchst du zu weinen. Tom muß doch bogen.“

„Ich weine ja nicht. Ach, Peter, du bist so gut.“

Peter beobachtete sie etwas besorgt. Sie wurde immer ruhiger und schlief schließlich ein. Er hatte ihr ein Schlafpulver in den Wein gemischt. Das würde wohl einige Zeit vorhalten. Ganz vorsichtig strich er über das Haar und eilte hinunter. Er mußte zur Zeit im Sportpalast sein. (Fortsetzung folgt.)



Donnerstag, 6. Februar.

Berlin.

- 16.05 Fredy Porath: Jagdexpeditionen in allen Erdteilen.
 - 16.30 Konzert. 1. Rameau: Gavotte und Variationen (Heinz Hirschland, Klavier). — 2. Lieder (Hilda Crevenna, Sopran. Am Flügel: Heinz Hirschland). — 3. Barock: Suite op. 14 (Heinz Hirschland). — 4. Lieder (Hilda Crevenna). 5. Debussy: a) Abend in Granada; b) Gärten unterm Regen (Heinz Hirschland).
 - 17.00 Violinvorträge. 1. Tartini: Soccia G-Moll. — 2. Beethoven: Romanze G-Dur. — 3. Martini: Andante. — 4. Scott: Bumble-Bees. — 5. Brahms: Joachim; Ungarischer Tanz Nr. 1 und Nr. 4 (Sylvia de Gay. Am Flügel: Paul Gergely).
 - 17.30 Sagen und Anekdoten (Sprecher: Dr. Wolf Zucker).
 - 18.00 Konzert auf mechanischem Klavier.
 - 18.30 Dr. med. Alfred Bayer: Menschenkenntnis.
 - 19.00 Chorgesänge.
 - 19.30 „Blut und Cellulose“ von Heinrich Eduard Jakob.
 - 20.00 Das Interview der Woche.
 - 20.30 Russische Musik. Dirigent: Prof. Nicolai Malko, Leningrad. 1. Rimsky-Korsakow: Scherzade. — 2. Lidow: Der verzerrte See. — 3. Schostakowitsch: Suite aus „Die Nase“ (Erstaufführung). — 4. Borodin: Polowezar Tänze (Berliner Funk-Orchester).
 - 22.30 Funk-Tanzunterricht.
 - Anschließend bis 0.30: Tanzmusik.
- Königs-Wusterhausen.
- 16.00 Stad.-Direktorin Dr. Agnes Mottram: Mädchenbildung in der Heillichen Volks-Fortbildungsschule.
 - 17.30 Hedwig Lück: Europäische Balladen.
 - 17.55 Woldemar v. Fels-Pain: Deutsche Kulturarbeit in der sibirischen Steppe.
 - 18.20 Bergdirektor Eugen Fr. Kirschstein: Ein entschwandenes alträussisches Märchenland.
 - 18.40 Spanisch.
 - 19.05 Ob.-Reg.-Rat H. Wallt: Unternehmung und Steuer.
 - 19.30 Prof. Dr. Zede: Stand und Bedeutung der Züchtung von Futterpflanzen.
 - 20.00 Prof. Dr. G. Dybrachwitz: Aufbruch der internationalen Himalaya-Expedition 1930.
 - 20.30 Unterhaltungsmusik.
 - 21.20 1. Paul Inoué: Sonate H-Moll, op. 86, in einem Satz (Uraufführung) (Prof. Gustav Havemann, Violine, und der Komponist am Flügel). — 2. Schubert: Bearbeitung von Gustav Havemann: Rondo für Violine mit Klavierbegleitung. (Prof. Gustav Havemann, Violine, und Hans Martin Theopold am Flügel.)

Das Aussehen geschieht dann Ende März oder Anfang April unter Schöpfung des Wurzelballens. Der Blumenkohl stellt an den Boden hohe Ansprüche. Ein tiefgründiger, von Natur hinreichend feuchter und nahrhafter Boden liefert gute Resultate. Die Wasserfrage spielt dabei eine große Rolle. Neben Stallmist rechnet man auf 100 Quadratmeter 4 Kilogramm Kalk, 3 Kilogramm Superphosphat und 2 Kilogramm Chillsalpetre. Die Pflanzweite im Bande kann auf 50 bis 60 Zentimeter bemessen werden. P. D.

Der Vermehrungspilz.

Der in warmen Mistbeetkästen auftretende Vermehrungspilz (Fadenpilz) kann durch eine Reihe einfacher, aber immerhin Arbeit erforderlicher Maßnahmen ferngehalten werden. Zunächst muß das Haus oder das Vermehrungsbeet durch gründliche Reinigung, Kalkung und Schwefeln gesäubert werden. Dabei darf das Waschen und Abbrühen des Sandes und des Torfmoos nicht vergessen werden. Auch für guten Abzug der Feuchtigkeit muß gesorgt werden. Das Auftreten des fadenförmigen Pilzes zu verhindern soll die Aufgabe der 10 bis 15 Zentimeter starken Sauberschicht sein, die auf die Mistbeet aufgebracht und festgetreten wird. Das wirksamste Mittel der Pilzbekämpfung ist jedoch in der Lüftung gegeben — der Zuführung frischer Luft sowie dem Fernhalten der unter dem Fenster sich zehenden feucht-warmen, gespannten Luft — wie denn ja auch das Bedecken von Mistbeetkästen mit Glasglocken das Auftreten des Fadenpilzes begünstigt. Das bereits erwähnte Beet oder gut durchfeuchtetem Torfmoos wirkt als Schutzmittel gegen zu große Feuchtigkeit, die ebenso wie Temperaturschwankungen vermeiden werden soll. Auch zu langes Verbleiben der Stecklinge im Vermehrungsbeet trägt zur Verbreitung der Pilzkrankheit bei. Man nehme also die Pflänzchen rechtzeitig heraus und topfe sie locker ein, nur den Rand drücke man fester an. Alle Kohlsorten wachsen im sichersten an, wenn sie mit zwei oder drei Blättern (außer den Nebenblättern) verpflanzt werden. P. D.

Aus der Praxis.

Direktes Ausfaen von Kopfsalat mit der Maschine setzt ein aufs feinste durchgearbeitetes Ackerland voraus, erspart aber bedeutend an Pflanzkosten. Zu dicht stehende Pflanzen können anderswo gepflanzt werden. An Ort und Stelle gefäete Pflanzen entwickeln sich erfahrungsgemäß besser als verpflanzte, und gefäete Salatpflanzen sollen nicht so schnell in Samen schiefen als verpflanzte.

Überflüssige Kohlpflanzen. Von einer im April ins freie Land gemachten Ausfaat von Kopfsalat blieben auf 2 Quadratmeter etwa 200 Pflanzen übrig. Ein milder Winter ließ die Pflänzchen am Leben. Im April zeigten sich bei einigen Blütenstängel — die anderen wurden verpflanzt und brachten frühe Köpfe.

Da die Gurke ihre Nahrung aus der oberen Erdschicht zieht, wäre es nicht richtig, den Dung in zu große Tiefe zu bringen. Man wird das Land nur alle zwei Jahre mit Gurken besäen. Im Jahre der Gurkensucht kann man auf dem betr. Bande Spinat vorher ernten.

